

Mitteilungsblatt der Freunde
des Dom-Gymnasiums Freising e.V.

FREUNDE DES
DOM Spiegel
GYMNASIUMS FREISING



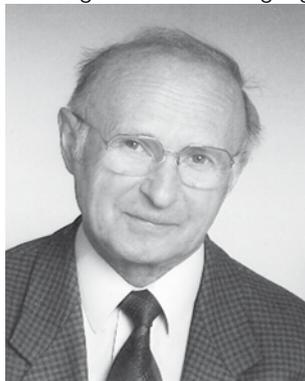
Freisinger Dom-Spiegel / Jahrgang 2007

Quidquid agis, prudenter agas, et respice finem.

Bei der Durchsicht der Beiträge zur Neueinführung des achtjährigen Gymnasiums kam mir als kritischer Kommentar der Ausspruch aus den *Gesta Romanorum*, dem mittelalterlichen Predigerhandbuch, in den Sinn, man solle bei allem Handeln klug vorgehen und das Ende im Auge behalten. Zumindest der Vorgehensweise der angesprochenen Reform kann man Unbedachtheit nicht absprechen und beim Stand der Dinge darf man fragen, wohin die begonnene Reform eigentlich führen soll. Soll man sich da mit dem etwas leichtfertigen *Plus ça change, plus c'est la même chose* der Franzosen trösten, da schließlich doch alles beim

Alten bleibe, oder in Anbetracht der aufgetretenen Schwierigkeiten sich der Einsicht des weisen Dr. Samuel Johnson beugen, dem zufolge *(c)hange is not made without inconvenience, even from worse to better*, da es doch so einsichtig ist, dass ein Wandel selbst zum Besseren hin nicht ohne Unbequemlichkeit abgeht? Letzteres kann doch aber nicht in nur in der Kürzung der Gymnasialzeit um ein Jahr bestehen. *Matth. 7, 17* ist hier auch kein rechter Trost, weiß man doch noch immer nicht,

von welcher Güte der neue Wein sein wird. Was den Erhalt der Qualität anbelangt, so mag man allerdings mit Giuseppe di Lampedusa bedenken, *(s)e vogliamo che tutto rimanga comè, bisogna que tutto cambi*, da ein Belassen beim Gewohnten bei sich ändernden Zeitumständen das Gewohnte verändert. Der Übergang vom G 9 zum G 8 belastet die Schule bei ungewissem Ausgang, verlangt Schülern, Eltern



und Lehrern zusätzliche Anstrengungen ab, führt aber auch zu neuen Vorstellungen und Strategien.

Vom Wandel handeln eigentlich auch die übrigen Beiträge, die uns mit Alois Huber ins raketenhaft ins 21. Jahrhundert strebende Dubai führen, mit Julia

Schönhärl zur sich verändernden Lage für Elefanten in Thailand, mit Marcus Tièschky in ein Japan zwischen Tradition und modernster Technik, und wenn Patricia Köhler den Ganges hinunterpaddelt, dann ist wirklich alles im Fluss, *πάντα ρεῖ*.

Mit Hans Mayer über Photovoltaik gelangen wir in den Bereich des anderen G 8 und zum Klimawandel, während Valentin Stroh berichtet, wie sich auf der Bühne Nichtverstehen zu Verständigung wandelt. Ludwig Zehetner allerdings darf mit der

gläsernen Sprachwurzel Papst Benedikt XVI. ein Zeichen der Beständigkeit des Bairischen überreichen.

Bedanken möchte ich mich bei den Autoren der Beiträge, die sich trotz ihrer beruflichen Belastungen bereit fanden, etwas über ihre Tätigkeiten mitzuteilen, sowie bei allen, die sonst noch zur Erstellung dieser Ausgabe beigetragen haben, vor allem bei Frau Sigrid Groneberg für die Gestaltung des Umschlags, den Herren Markus Franke und Peter Wöhr (blubbfish image & art werbeagentur) für Layout und Gestaltung und den Herren Andreas Hofmann und Michael Korotwitschka dafür, dass sie die Verbindung zu unseren Sponsoren aufrecht gehalten haben. Letzteren danken wir für ihre zuverlässige Unterstützung.

Schließlich möchte ich unsere Leser bitten, uns gegebenenfalls ihre Meinung, ihre Kritik oder ihre Vorschläge bezüglich des Dom-Spiegels und der Vereinsarbeit wissen zu lassen, am besten über

Freunde des Dom-Gymnasiums
Domberg 3-5
85354 Freising
Oder über die eMail-Adresse:
info@das-dom.de

Inhaltsverzeichnis

Seite 2	Editorial
Seite 3	Interview mit Ministerialdirektor Josef Erhard
Seite 8	Bayerns große Schulreform
Seite 11	Der harte Schulalltag im G8
Seite 12	G8: Unterwegs zum Center of Excellence
Seite 14	„Dynamic Drive“ – ein Jahr als „Lehrer in der Wirtschaft“
Seite 16	13 Monate Arbeitsaufenthalt in Dubai
Seite 21	Japan – Tradition trifft Technik
Seite 23	„Die Sonne schickt uns keine Rechnung“
Seite 28	Die Elefanten-Alternative
Seite 30	Vom Nicht-Verstehen zum Verstehen
Seite 33	Ein Bootsrennen als Dreingabe auf dem Ganges
Seite 37	Lehre und Studium unter staatlicher Aufsicht
Seite 41	„Ich werde Archivar!“
Seite 44	Übergabe der „Sprachwurzel“ an den Papst Benedikt XVI.
Seite 45	Nachrufe / Bücherecke
Seite 50	Klassentreffen
Seite 53	Aus dem Vereinsleben
Seite 54	Das Domgymnasium im Schuljahr 2006/07
Seite 55	Wir gratulieren – Geburtstage
Seite 56	Das Dom-Gymnasium in der Presse
Seite 67	Schwarzes Brett

Manfred Musiol
Manfred Musiol / Hans Niedermayer
Rita Straub
Antonia Beck / Sabine Liebl
Peter Waltner
Hans Bauer
Alois Huber
Marcus Tièschky
Hans Mayer
Julia Schönhärtl
Valentin Stroh
Patrizia Köhler
Andreas Hofmann
Sebastian Gleixner
Ludwig Zehetner

Wolfgang Illinger
Alfons Sträuber

„Die individuelle Förderung stärker in den Vordergrund stellen“

Interview mit Ministerialdirektor Josef Erhard, Abiturjahrgang 1965



Herr Ministerialdirektor Erhard, was war die Schule für Sie als Schüler des Dom-Gymnasiums und was ist Schule für Sie heute?

Ich denke sehr gern an meine Schulzeit zurück, weil ich ihr insofern sehr viel verdanke, als hier nicht nur Kenntnisse und Fähigkeiten Grund gelegt wurden, sondern auch Einstellungen und Haltungen. Das Dom-Gymnasium hat sie mir in besonderer Weise vermittelt. Die Schulzeit war für mich eine sehr prägende Zeit von den Lehrern, den Inhalten und von den Einstellungen her.

Und Schule heute? Ich wollte, Schule könnte heute auch noch das sein, was sie damals war. Wir kämpfen ja damit, dass die Schule wieder mehr in den Mittelpunkt rückt und nicht nur eine lästige Unterbrechung von Freizeit, Computer und sonstigen Dingen ist. Die Reize, die von außen auf die heutigen Schüler einströmen, sind übermächtig und konterkarieren zum Teil das, was in der Schule vermittelt wird.

Wir haben nicht zufällig eine Werteinitiative gestartet, bei der wieder ins Bewusstsein gerückt werden soll, dass die Schule auch Werte und Haltungen vermittelt und zur Persönlichkeitsbildung beizutragen hat, neben dem, was im kognitiven Bereich liegt. Vielleicht ist in der Vergangenheit in den letzten zehn Jahren das Kognitive in der Schule zu sehr in den Vordergrund gerückt worden, Stichwort PISA, IGLU, DESI, all die Untersuchungen, die nur einen kleinen Ausschnitt dessen, was schulischer Auftrag ist, abprüfen und testen können.

Eine Öffentlichkeit, die immer auf Sensation aus ist, nimmt diese Tests gern für das Ganze, was aber nicht zutreffend ist. Es werden nur die Bereiche Lesefähigkeit, mathematische und naturwissenschaftliche Kenntnisse, bei DESI noch Fremdsprachenkenntnisse, aber nicht die Bildung einer Persönlichkeit erfasst.

Sie würden also sagen, dass das Ergebnis der PISA-Studie nicht ausreicht, die Breite der Schule zu beschreiben?

Bei weitem nicht, weil hier der ganze Bereich der sozialen Bildung, der ästhetisch-musischen Bildung der Persönlichkeitsbildung nicht abgeprüft wird, nicht getestet werden kann, obwohl dieser Bereich doch ein ganz wesentlicher Teil des Erziehungsauftrags der Schule ist.

Geht die erwähnte Initiative primär vom Kulturministerium oder von der Politik aus?

Die Politik hat es natürlich angestoßen, und das Kultusministerium ist gerade dabei, die Anregung auszuführen und umzusetzen. Heute gerade hatten wir eine Sitzung mit der Projektgruppe, wie das vorangeht, wie die Schulbesuche geordnet sind, welche idealen Werte im Mittelpunkt stehen, wie die Eltern eingebunden werden können, wie wir die Politik einbinden, wie wir die Medien begeistern für diese Initiative. Und es ist dies schon die Aufgabe eines Amtschefs, nämlich zu koordinieren, zusammenzuführen und dafür zu sorgen, dass das alles vorangeht.

Dürfen wir fragen, wie man Amtschef wird?

Nun, um Amtschef zu werden, müssen Sie zunächst einmal ans Kultusministerium kommen. Dazu brauchen Sie gute Qualifikationen. Sie sollten entsprechende Kenntnisse haben und auch andere Ministerien kennen. Ich war zum Beispiel einige Jahre in der Staatskanzlei tätig. Und dann kommen der Zufall, das Glück mit dazu: erstens die richtigen Leute zu kennen und zweitens zum richtigen Zeitpunkt das richtige Alter zu haben, so dass man, wenn jemand pensioniert wird, aufsteigen kann. Also es ist auch viel Glück und Zufall dabei neben der Einsatzfreude und den Kenntnissen.

Stehen nicht meist Juristen an der Spitze des Ministeriums?

Es gab früher Herrn Ministerialdirektor Herrn Böck, der als Bibliothekar und Archivar aus dem Staatsdienst kam, kein Jurist war, aber seine Vorgänger und Nachfolger waren Juristen. Ich bin der erste Lehrer, der hier Amtschef geworden ist.

Ist dies ein Vorteil oder ein Nachteil?

Das ist auf der einen Seite von großem Vorteil, weil man die Schule von innen kennt. Ich selber war von 1973 bis 1984 an der Schule, unter anderem auch ein halbes Jahr als Referendar am Dom-Gymnasium. Es ist aber dann ein Nachteil, wenn es darum geht die juristischen Hintergründe zu prüfen. Da werde ich mich auf meine juristischen Mitarbeiter verlassen, genau so wie sich der Jurist auf seine pädagogischen Mitarbeiter verlassen muss.

Was muss nun der Amtschef eines Ministeriums alles tun?

Der Amtschef eines Ministeriums ist der höchste Beamte und verkörpert eigentlich die Kontinuität in der Leitung und Führung eines Hauses insofern, als er nicht der Politik zugerechnet werden kann, weil in Bayern, anders als in anderen Ländern, die höchsten Beamten keine politischen Beamten sind und damit auch nicht einfach entlassen werden können.

Ist es also die Regel, dass beim Ministerwechsel der oberste Beamte bleibt?

Sofern der Politiker keine tiefgreifenden Bedenken hat, ist es die Regel, dass der oberste Beamte bleibt. Ich habe als Amtschef jetzt mit Siegfried Schneider meinen dritten Minister.

Was sind nun konkret Ihre Aufgaben?

Alle Entscheidungen, die den Minister betreffen, laufen vorher über meinen Tisch. Dann habe ich die Aufgabe, das Haus hier im beamtenrechtlichen Sinne zu führen, Abteilungsleitersitzungen zu leiten und die Entscheidungen der Politik sozusagen nach unten zu transportieren und umzusetzen. Wesentliche Aufgabe des Ministeriums und seiner Beamten und auch der Spitze der Beamten ist es eben, die Vorgaben der Politik in konkrete Maßnahmen umzusetzen.

Inwieweit ist das Ministerium kreativ an den getroffenen Maßnahmen beteiligt gerade in seiner Kontinuitätsfunktion?

Reformen, beispielsweise, die im Schulbereich ja unumgänglich sind, werden zu wesentlichem Teil auch im Ministerium vorgedacht, vorangebracht, entwickelt. Natürlich kommen Vorschläge und Beschlüsse aus der Politik, die im Ministerium umgesetzt werden, aber vieles von dem ist bei uns angedacht und durchgedacht worden und muss dann natürlich auch entsprechend ausgestaltet werden. Wenn es beispielsweise heißt, die Hauptschule muss eine neue Form bekommen, dann ist es unsere Aufgabe, zu überlegen und zu gestalten, wie es umgesetzt werden kann. Ein Beschluss wie z. B. der, dass die Hauptschule in der Zukunft flächendeckend am Bedarf orientiert als Ganztagschule zu konzipieren ist, kann natürlich nur von der Politik gefasst werden, weil er mit weitreichenden finanziellen Folgerungen verbunden ist, aber dass dies eine geeignete Lösung wäre, das wird das Kultusministerium ausarbeiten.

Was sind die wichtigsten Probleme, die das Ministerium gerade jetzt beschäftigen?

Unser Ministerium ist ja nicht nur für das Schulwesen zuständig. Wir haben das gegliederte Schulwesen auch im Hause abgebildet, in dem es eine Volksschul-, eine Realschul-, eine Gymnasialabteilung und eine Abteilung für die berufsbildenden Schulen gibt. Aber wir sind auch für den Sport, für die Erwachsenenbildung und für die Gedenkstätten, die mich z. Zt. intensiv beschäftigen, zuständig. Doch bin ich auch ganz froh, dass unsere Tätigkeit nicht auf die Schule allein beschränkt ist, sonst würde man relativ einseitig werden. Die prinzipielle Frage, die mich augenblicklich sehr beschäftigt, ist das gegliederte Schulwesen insgesamt, das ja in der Bundesrepublik Deutschland zunehmend von verschiedenen Ländern in Frage gestellt wird hin in Richtung auf eine Einheitsschule, Gemeinschaftsschule oder Gesamtschule, eine alle 20 Jahre wiederkehrende Forderung. Aber dieses Mal wird dies auch mit internationalen Untersuchungen begründet, weil die meisten anderen Länder solche Einheitsschulwesen haben. Und da auch Finnland als Siegerland bei PISA ein Einheitsschulwesen hat, meint man, wenn wir es in Deutschland einführen, dann können wir genauso gut werden. Es wird nicht gesehen, dass auch die meisten Länder, die hinter uns liegen, ein Einheitsschulwesen haben und dennoch schlechter sind als wir. Die Frage, wie die Schule strukturell gestaltet ist, hat mit dem Inhalt und den Ergebnissen der Schule zu-

nächst gar nichts zu tun. Im Wesentlichen muss es darum gehen, den Unterricht zu verbessern, um das internationale Niveau zu erreichen bzw. zu übertreffen.

Da wir die Realschule reformiert, das Gymnasium in ein achtjähriges umgewandelt haben, ist im Augenblick die Hauptschule dran und bedarf einer Neukonzeption und Neugestaltung, die wir gerade angehen und in mehreren Arbeitsgruppen auch umsetzen und die in den nächsten zwei Jahren konzeptionell auch abgeschlossen sein muss. Da geht es darum, die Hauptschule als die berufsvorbereitende Schule neu zu verorten, ganz klare Bereiche für die Hauptschule festzulegen, also einen Bereich, der sich mit Handel und Gewerbe, einen, der sich mit Technik, einen, der sich mit Sozialfragen und Gesundheit beschäftigt. Auf diese Bereiche sollte man ab der siebten Klasse bereits vorbereitet werden. Außerdem geht es darum, die Kinder, bei denen zu befürchten ist, dass sie sonst ohne Schulabschluss bleiben, individuell zu fördern. Da ist die Ganztagschule ein wesentlicher Punkt. Diese Fragen beschäftigen mich augenblicklich.

Daneben ist auch die Frage des Lehrermangels im Augenblick aktuell, weil wir noch vier bis fünf Jahre, also wohl bis zu meiner Pensionierung, wachsenden Lehrerberauf haben. Wenn das G 8 in die Phase des Abiturs tritt, dann wird eine Jahrgangsstufe wegfallen, was rund 1400 Stellen betrifft, d. h. dann wird der Lehrermangel nicht mehr gravierend sein, aber bis dahin müssen wir uns entsprechend behelfen sowohl im Gymnasium als auch in der Realschule und in der Berufsschule. Es fehlen im Augenblick nicht so sehr das Geld und die Stellen, sondern es fehlen die Köpfe. Es fehlt an ausgebildeten Lehrern einfach deshalb, weil in Zeiten eines Lehrerüberschusses, wenn einige hundert Lehrer nicht eingestellt werden, in den Medien sofort verbreitet wird, das Kultusministerium stelle nur einen Bruchteil des Angebots ein. Dadurch lassen sich viele vom Studium auf ein Lehramt abschrecken, was fünf, sechs, sieben Jahre später zur Konsequenz hat, dass die Lehrer fehlen. Die augenblicklich große Nachfrage nach Lehrern, weil derzeit die Realschule und das Gymnasium großen Bedarf haben, wirkt werbend, es steigt die Zahl der Studenten, aber ich kann jetzt schon vorhersehen, dass ab 2012/2013 der Lehrerüberschuss wieder beginnen wird, weil wir jetzt schon wieder mehr Studienanfänger haben, als wir dann brauchen werden.

Ist es glaubhaft, dass dies nicht dirigierbar sei?

Solange ich freie Berufswahl habe, kann ich nicht vorschreiben, ich kann nur steu-

ern, z. B. durch Information oder durch Zulassungsbeschränkung. Aber dann besteht bei, sagen wir mal, 1000 ausgeschriebenen Stellen für Grundschullehrer das Problem, dass nur 800 kommen, weil die anderen mit dem Einsatzort nicht einverstanden sind. Das ist nur schwer steuerbar.

Wie steht es mit sogenannten Seiteneinsteigern?

Wir haben in diesem Zusammenhang zwei Versuche. Das eine sind Seiteneinsteiger aus Diplomstudiengängen, also Diplommathematiker, Diplomchemiker, zum zweiten Magisterstudiengänge. Da haben wir keine schlechten Erfahrungen, weil wir ziemlich genau den Bedarf vorgeben und sich in der Regel weit mehr melden, als wir ausschreiben. Diese bekommen eine zweijährige pädagogische Schulung und sind danach vollwertige Lehrer, was eigentlich ganz gut funktioniert.

Machen sie ein Referendariat durch?

Das ist unterschiedlich. Zum Teil machen sie die Vorbereitung als Referendariat, zum Teil als Trainee-Programm im Beruf.

Wenn ich einen gestandenen Diplomchemiker oder Physiker oder Mathematiker mit Diplom aus seinem Beruf heraushole, dann kann ich dem nicht sagen, er müsse erst zwei Jahre Referendariat machen. Der wird bereits als Lehrer eingestellt, aber mit einem Trainee-Programm und einer relativ geringen Stundenzahl, die er Unterricht halten muss, ähnlich oder vergleichbar einem Referendariat.

Es sind Sondermaßnahmen, die auch das Lehrerbildungsgesetz vorsieht.

Etwas anderes war die Sonderaktion der Staatsregierung, Verwaltungsbeamte, die auf Grund der Verwaltungsreform ihren Arbeitsplatz zu verlieren drohen, in die Schule zu holen. Da haben wir nicht so gute Erfahrungen gemacht.

Die sind ja bereits Beamte und können eigentlich nicht mit einem neuen Referendariat bedacht werden.

Wir haben sie in ein Trainee-Programm hereingenommen, aber es sind sehr viele bereits wieder abgesprungen, weil sie sich falsche Vorstellungen vom Lehrerberuf gemacht hatten.

Wie wird im achtjährigen Gymnasium das Abitur aussehen?

Das achtjährige Gymnasium wurde meines Erachtens zur richtigen Zeit eingeführt, aber in der Form hätte man es etwas besser gestaffelt einführen können. Sei es drum, wir werden die ersten sein, die ein vollständiges achtjähriges Gymnasium auf den Markt bringen.

Vor Baden-Württemberg?

Ja. Und damit werden wir einen gewissen Vorsprung und Vorteil haben. Da aber die Öffentlichkeit meines Erachtens auf diese Einführung zu wenig vorbereitet war, gab es gewaltige Widerstände zu überwinden, deren Nachwehen wir noch heute spüren. Es wird im Augenblick alles auf das G 8 geschoben, was an Schwierigkeiten auftritt, ob es nun mit dem G 8 zu tun hat oder nicht. Ich glaube, dass wir inzwischen ausgewogene Lehrpläne haben, doch ist die Umsetzung dieser Lehrpläne in den Schulen noch nicht ideal. Es ist uns noch nicht gelungen ist, den ausgewogenen Rhythmus zu finden zwischen den zu stellenden Anforderungen und den Leistungen, die die Schüler erbringen müssen. Und jede Schwierigkeit, die im Augenblick auftritt, ich sage es noch einmal, wird auf das achtjährige Gymnasium geschoben.

Wird es im Jahre 2011 für G 9 und G 8 unterschiedliche Abiturprüfungen geben?

Es wird in dem Jahr zwei verschiedene Abiture geben. Das im G 9 wird in der herkömmlichen alten Form stattfinden, Leistungskurs, Grundkurs wie üblich, allerdings werden wir voraussichtlich diesen Abiturjahrgang um ein halbes Jahr vorziehen, so dass die Abiturienten im Februar entlassen und das folgende Sommersemester noch erreichen werden. Im Juni wird dann der reguläre achtjährige Zweig sein Abitur machen. Es wird eine neue Form des Abiturs abgelegt, weil wir auch die Oberstufe reformieren werden, im Unterschied zu anderen Ländern, die bei der Einführung des achtjährigen Gymnasiums die Stauchung nur auf die Klassen 1 bis 10 vollzogen haben und darauf ein ganz normales Kollegstufen-Modell setzen.

Wir hingegen werden eine neue Oberstufe einführen. Das Modell steht bereits und wird in Kürze vom Kabinett so beschlossen werden. Das bedeutet fünf Abiturfächer, wobei drei, nämlich Deutsch, Mathematik und eine Fremdsprache, verpflichtend sind. Es bedeutet ferner, dass wir den Unterschied zwischen Grund- und Leistungskursen aufgeben und die Fächer Deutsch, Mathematik und Fremdsprachen vierstündig unterrichten, die anderen Fächer teils drei-, teils zweistündig. Das bedeutet vor allem, dass wir zwei Seminarfächer einführen werden, in denen propädeutisch bereits wissenschaftliches Arbeiten und Berufsvorbereitung betrieben werden, zum Teil in der Form des Projektunterrichtes. Darauf werden sich auch die Lehrer einstellen müssen, nicht nur die Schüler. Wir müssen in den nächsten zwei Jahren eine umfangreiche Fortbildung starten. Dabei müssen wir auch die Hochschulen und die Wirtschaft auf die Notwendigkeit vorberei-

ten, verstärkt mit den Oberstufenschülern zusammenzuarbeiten.



Als Abiturient 1965

Wir können nicht die Oberstufe beginnen und 36 000 Schüler auf die Universitäten loslassen und sagen, nun macht mal ein Projekt, sondern da muss sowohl die Schule mit den Lehrern vorbereitet werden, da müssen die Schüler eine Ahnung haben, was von ihnen erwartet wird, da müssen aber auch Hochschulen und die Wirtschaft wissen, was wir von ihnen an Mit- und Zusammenarbeit erwarten.

Ist die Ganztagschule noch ein Problem?

Wir haben bisher streng unterschieden zwischen gebundener Ganztagschule, wo am Nachmittag auch Unterricht stattfindet und wo für die Personalkosten komplett der Staat aufkommt, und der offenen Ganztagschule, in der am Nachmittag Förderung und Betreuung stattfinden, aber keine Verpflichtung für eine komplette Klasse besteht, an dieser offenen Ganztagschule teilzunehmen. Die Unterschiede verwischen sich zunehmend. Am Gymnasium haben wir bereits zwei bis drei Nachmittage, an denen auch Unterricht stattfindet, so dass das Gymnasium nicht mehr weit von einer Ganztagschule weg ist. An der Hauptschule wird sich der Ganztagsunterricht in den nächsten Jahren in ganz besonderer Weise als Herausforderung stellen, weil wir glauben, dass die Hauptschule ein gebundenes Ganztagesangebot überall in Bayern gewährleisten muss, um die sogenannte Restschule zu vermeiden, um hier einen besonderen Schwerpunkt zu bilden. Aber auch an der Realschule gibt es eine ganze Reihe von Schulen, die bereits Betreuung am Nachmittag in professionel-

ler Weise anbieten. Es ist dies auch eine Frage der Ressourcen, des Geldes, des Lehrpersonals, wobei ich der Meinung bin, dass wir am Nachmittag auch ganz andere Formen der Förderung und des Unterrichts finden können. Wir brauchen etwa an der Hauptschule nicht unbedingt nur aus-gebildete Hauptschullehrer, sondern auch Förderlehrer, Fachlehrer; es wäre denkbar, Sozialpädagogen, Erzieher einzubinden, aber auch einen tüchtigen Handwerksmeister an die Schule zu holen, um die Schüler mit dem, was sie später im Beruf erwarten wird, vertraut zu machen.

Wie steht es im Augenblick mit islamischem Religionsunterricht?

Religionsunterricht ist ja durch das Konkordat mit der katholischen und die Kirchenverträge mit der evangelischen Kirche für die beiden großen Konfessionen festgelegt. Unser Problem ist z. Zt. der islamische Religionsunterricht einfach deshalb, weil uns der Ansprechpartner fehlt, der die Inhalte dieses Religionsunterrichts verfassungskonform vorgeben könnte. Der Staat darf ja nicht die Inhalte des Religionsunterrichts bestimmen. Das muss die Konfession bzw. Religion selbst vorgeben, und beim Islam tut man sich eben hart, eine verbindliche Instanz zu finden, die einen solchen Religionsunterricht vorgeben könnte, weil jede einzelne Moschee ihren Mullah hat und völlig unabhängig sowohl in der Verkündigung als auch in der Lehre ist. Es gibt keinen verbindlichen Kanon. Folglich haben wir in den 70er Jahren mit islamischer Unterweisung begonnen. Das ist kein Religionsunterricht, sondern Unterweisung über Islam. Jetzt können wir in Erlangen-Nürnberg mit einem Lehrstuhl und in Zusammenarbeit mit einigen ganz vernünftigen islamischen Gemeinden als Versuch einen Islamunterricht gewährleisten, der näher am Religionsunterricht dran ist, aber immer noch kein vollständiger Religionsunterricht sein kann. Ich meine, dass wir diesen Islamunterricht deutscher Sprache dringend brauchen, weil wir auch wissen müssen, was an der Schule in diesem Bereich gelehrt wird.

Kann man es so verstehen, dass die Notwendigkeit eines solchen Unterrichts heute unumstritten ist?

Die Notwendigkeit ist unumstritten, der Islam ist inzwischen bei weitem die drittgrößte religiöse Strömung in Bayern, und es ist notwendig, dass wir diesen Kindern eine entsprechende Unterweisung bieten. Heuer sind zum Beispiel in Augsburg mehr Kinder mit Migrationshintergrund eingeschult worden als deutsche Kinder. Die Entwicklung ist relativ konstant hin zu mehr Kindern mit solchem Hintergrund und damit auch zu anderer Religionszugehörigkeit.

Diese Tatsache müssen wir einfach zur Kenntnis nehmen und entsprechend auf sie reagieren: Wir brauchen einen Islam-Unterricht.

Wie überhaupt wird das Ministerium sich der jeweils anstehenden Probleme bewusst?

Wir haben einen unglaublichen Briefverkehr, Zuschriften, e-Mails, und wenn sich Tendenzen erkennen lassen, werden diese von der Politik, aber auch von den Abteilungen des Hauses vorgebracht.

Wir haben jede Woche eine Abteilungsleiterrunde, in der von einer festgelegten Tagesordnung aus die anstehenden Probleme regelmäßig besprochen werden, zumeist auch mit Minister und Staatssekretär. Wenn sich daraus die Notwendigkeit zu reagieren ergibt, werden Aufträge formuliert, Aufträge, die wir sowohl hier im Haus an die Abteilungen geben können, als auch der Lehrerbildungsakademie in Dillingen, wiels auch dem Institut für Schulqualität und Bildungsforschung, nachgeordnete Behörden, die für uns mit denken und handeln. Die Aufträge kommen dann als formulierte Stellungnahmen, Handreichungen und Broschüren wieder zurück.

Wie greift die Politik ein?

Wir haben in Bayern ein Berufsparlament, das sehr intensiv mitarbeitet. Ein eigener Ausschuss für Bildung, Jugend und Sport begleitet und diskutiert intensiv die Arbeit des Ministeriums.

Dort gibt es dreierlei verschiedene Formen der Bearbeitung, das eine sind Anträge aus dem Bereich der Fraktionen oder aus dem Abgeordnetenhaus, die von uns behandelt und bearbeitet werden müssen.

Zweitens gibt es Berichte, die angefordert werden, bzw. schriftliche Anfragen, die gestellt werden und zu beantworteten sind, und es gibt drittens die Petitionen von Mitbürgern, die in den Ausschüssen behandelt werden. Die eigentliche und wichtigste Aufgabe ist aber die Gesetzesarbeit, die in diesen Ausschüssen als Vorbereitung für das Plenum des Bayerischen Landtags geleistet wird.

Die Gesetzesanträge, Gesetzesvorgaben, Gesetzesänderungen kommen entweder von der Staatsregierung übers Kabinett in den Landtag oder aus der Mitte des Landtags heraus.

Und wo beteiligt sich da das Ministerium?

Wenn die Staatsregierung beschließt, ist es das Ministerium, welches die Gesetze vorformuliert, bearbeitet, auch abstimmt und dann in den Landtag überstellt.

Den laufenden Reformen wird vorgeworfen, dass sie auf Kosten der musischen Bildung in und außerhalb der Schule gehen, obwohl die Bedeutung des Musischen für die geistige, seelischen und soziale Entwicklung junger Menschen doch kaum bestritten wird. Bahnt sich hier nicht eine falsche Entwicklung an?

Man sollte zunächst einmal feststellen, dass jede Stundentafel einer Schularart eigentlich ein Spiegelbild der öffentlichen Meinung ist. Ich kann nicht eine Stundentafel durchsetzen gegen die Eltern, gegen die Lehrer, also muss ich auf deren Vorstellungen Rücksicht nehmen. Wenn also ein Vorschlag für die Stärkung der musischen Fächer eingeht, dann stellt sich sofort die Frage, wo nehme ich die Stunden weg. Ich kann sie ja nicht beliebig dazugeben. Und wenn den Fächern Deutsch, Mathematik oder Fremdsprachen nur eine Stunde weggenommen werden soll, erregt das sofort einen Sturm der Entrüstung. Wenn man etwa die Verbände fragt, so lauten die meisten Vorschläge, wie man Deutschland aus PISA-Mittelmaß voranbringen könnte, regelmäßig: Brauchen wir denn überhaupt Religion, brauchen wir denn Kunst oder Musik? Gebt doch den Kindern mehr Deutschunterricht und mehr Mathematik. Eigentlich kämpfen wir im Ministerium für die musischen Fächer in der Schule, weil wir wissen, dass hier die Persönlichkeitsbildung im Vordergrund steht. Und vielfach ist in der Öffentlichkeit der Einsatz für Musisches, für politische Bildung, für kreative Fächer eher Lippenbekenntnis als echt umsetzbarer Vorschlag.

Also das Ministerium als Bollwerk der musischen Bildung?

Ich selber war über vier Jahre Leiter der Kunstabteilung im Wissenschaftsministerium und habe sehr viel übrig für Kunst und Musik. Ich interessiere mich sehr fürs Musische, aber ich muss sagen, selbst dann, wenn man sich in besonderer Weise einsetzt, gibt es nicht viel mehr, was man im Rahmen der Stundentafel noch machen könnte, außer dass man viel Wohlwollen, viel Sympathie und Entsprechendes für die Ausstattung hinüberbringt. Ich sage noch einmal, eine Stundentafel ist Spiegelbild dessen, was in der Politik, der Öffentlichkeit oder in der Wirtschaft, der Meinung der Eltern sich abspielt.

Latein scheint heute kein gefährdetes Fach mehr zu sein, aber hat es wirklich eine Zukunft oder sollte es sie haben?

Meines Erachtens hat die Fremdsprache Latein eine Zukunft und sollte sie auch haben, weil sie von der Qualität dessen, was

vermittelt wird, eigentlich unersetzbar ist. Im Augenblick ist dieser Aufwind für Latein, diese Vielzahl von Schülern, die Latein nehmen, aber nicht allein auf Latein zurückzuführen, sondern auf die Situation der vier unterschiedlichen Ausbildungsrichtungen. Mit Latein als zweiter Fremdsprache habe ich die größten Variationsmöglichkeiten. Allerdings muss ich sagen, dass niemand, der Latein nimmt, daraus einen Nachteil haben wird, einfach deshalb, weil die Funktion, die Inhalte, die Latein vermittelt, in jedem Fall von jedem Schüler gebraucht werden können.

Heute kann man ja Latein fast dem musischen Bereich zuordnen, denn die Mediziner und die Juristen brauchen kein Latein mehr, diese Mussbestimmungen sind ja alle außer beim Lehramtsstudium weggefallen.

Ich halte es für richtig, dass man am Gymnasium sich sehr stark mit Sprache beschäftigen muss. Und da hat man mit Latein die beste Grundlage. Latein ist später in allen Bereichen sprachlich so beherrschend, das man sich eigentlich als *vir vere literatus*, als gebildeter Mensch, eigentlich nur wünschen kann, Latein gehabt zu haben. Ich kenne eigentlich niemanden, der Latein gelernt hat und es bedauert. Es gibt in letzter Zeit Bestrebungen, neu-sprachliche Gymnasien auch wirklich neu-sprachlich zu machen, d. h. mit drei modernen Fremdsprachen. Das ist sicherlich ein Trend, den wir beobachten, der aber bisher Latein noch nicht geschadet hat. Die Frage wird sein, ob Latein zurückgedrängt würde, wenn man die Wege in der Sprachenfolge und der Wahlmöglichkeit der unterschiedlichen Ausbildungsrichtungen am Gymnasium verändert. Das kann sein, aber ich glaube, dass Latein im Augenblick relativ gefestigt ist.

Wie steht es mit Griechisch?

Bei Griechisch bin ich pessimistischer. Griechisch geht zunehmend zurück. Wir haben einige traditionsreiche Gymnasien in Bayern, die sich als Elitegymnasien verstehen und bei denen auch eine gewisse Klientel die Schule besucht und dafür garantiert, dass Griechisch als Schulfach erhalten bleibt, aber für die Zukunft bin ich der Meinung, dass wir Schwierigkeiten bekommen. Es gab noch eine bestimmte Sonderentwicklung, etwa in Berlin oder in Brandenburg, wo nur das Humanistische Gymnasium ein Gymnasium ist, das von der fünften Klasse an beginnt und deshalb einen ungeheuren Zulauf bekommen hat, weil die Eltern unbedingt wollten, dass die Kinder sofort ans Gymnasium kommen und nicht sechs Jahre an der Einheitsschule bleiben mussten. Deshalb gibt es dort lange Wartelisten für die Humanistischen

Gymnasien, aber ich befürchte, dass der rot-rote Senat in Berlin dem bald ein Ende machen wird.

Wenn das Geld keine Rolle spielte und die Politik freie Hand gäbe, wie würden Sie dann Schule unter wirklichkeitsnahen Aspekten gestalten?

Ich glaube, dass wir Nachholbedarf hätten, was den individuellen Unterricht betrifft. Meines Erachtens ist Finnland nicht wegen des integrierten Schulwesens besonders gut, sondern weil sie dort viele kleine Schulen haben, in denen sich Lehrer, Erzieher, ja sogar Krankenschwestern intensiv um das einzelne Kind kümmern können. Das heißt, wenn es uns gelänge, noch mehr Lehrpersonal für die individuelle Betreuung der Kinder zuständig werden zu lassen, dann wäre das Bildungssystem in Bayern ideal ausgerüstet. Ich meine, es wäre auch schön, wenn es gelänge, die Kinder vollzählig in den Kindergärten und Kindertagesstätten unterzubringen und sie dort auch nach Bedarf noch intensiver als

bisher zu fördern, dann würde man bereits in der ersten Klasse der Grundschule auf einer homogeneren Sprachkenntnis aufbauen können. Insgesamt wäre es eben notwendig, die individuelle Förderung noch stärker in den Vordergrund zu stellen.

Kennen Sie aus eigener Anschauung das Schulsystem anderer Länder?

Ich glaube, dass es kein Schulsystem gibt, das absolut und rundum ideal ist. Um wieder zu Finnland zu kommen, dort gibt es eine Einheitsschule, die sehr viele Kinder zur Hochschulreife führt und die auch die berufliche Qualifikation in die Schule verlegt hat, mit der Folge einer völlig in diskutablen Jugendarbeitslosigkeit, weil die Kinder am Markt vorbei ausgebildet werden, anders als bei uns, wo im dualen Berufsbildungssystem, das ich übrigens für ideal halte, der Markt ein Mitspracherecht bei der Ausbildung hat. Gleiches Problem gilt für Frankreich, wo eine vorbildliche École maternelle sehr früh einsetzt in der Beschulung der Kinder, aber

diese auch wieder in eine Einheitsrichtung treibt, und die Kinder, sofern sie nicht von der Einheitsschule ins Lycée, d.h. Gymnasium, übertreten, erst mit fertiger Berufsausbildung in der Schule in die raue Wirklichkeit entlassen werden. Das führt dazu, dass man dort dann eine Jugendarbeitslosigkeit von 25 Prozent hat und damit den großen sozialen Sprengstoff. Das Erziehungswesen der Japaner und Koreaner, die sehr gut sind im schulischen Bereich, aber dies umsetzen durch Drill und private Nachhilfe, die oft den ganzen Etat der Eltern aufzehrt, halte ich nicht für besonders erstrebenswert.

Ich glaube, dass ein gegliedertes Schulwesen, das noch ein bisschen mehr Ressourcen hätte, als wir sie haben, und das auf die Ganztags Herausforderungen noch besser reagiert als bisher, das ideale System wäre.

Herr Ministerialdirektor Erhard, der Dom-Spiegel dankt Ihnen für das Gespräch.



Sparkassen-Finanzgruppe

Mein Finanzberater von Anfang an: die Sparkasse.

Testen Sie uns mit dem Finanz-Check.



Aller Anfang ist nicht schwer - mit der richtigen Beratung. Wir checken gemeinsam Ihre Finanzen und planen dann Ihre Zukunft mit dem Sparkassen-Finanzkonzept. Das regelt alles perfekt für Sie: von der Kreditkarte bis zur Altersvorsorge. Und ist dabei ganz individuell und flexibel. Infos in Ihrer Geschäftsstelle oder unter www.sparkasse-freising.de.
Wenn's um Geld geht - Sparkasse Freising.

Bayerns große Schulreform – das G8 gestern, heute und morgen



Dr. Rita Straub, Abiturjahrgang 1974,
Vorsitzende des Elternbeirats der Schule.

Fangen wir doch einmal mit etwas Positivem an: nach dem Bericht des Kultusministeriums sind die Wiederholerzahlen in den ersten drei Jahrgängen des G8 leicht zurückgegangen, eine Tatsache, die wohl auch bei den Gegnern dieser Schulreform Anerkennung findet. Ob dieser Erfolg allein den vielgerühmten Intensivierungsstunden oder der mehr oder weniger erfolgten „Entschlackung“ der Lehrpläne zuzuschreiben ist, kann nicht eindeutig beantwortet werden. Vielleicht hat sich auch bei Schülern wie Eltern die Einstellung durchgesetzt, dass das G8 allein schon wegen der gestiegenen Unterrichtsbelastung eine von Anfang an konzentriertere Lernhaltung erfordert. Ganz bewusst beziehe ich hier auch die Eltern mit ein, hat doch die bayernweite Umfrage der Landeselternvereinigung der Gymnasien (LEV) vom Februar dieses Jahres erstmals Zahlen zu Nachhilfeeunterricht, häuslicher Mithilfe durch die Eltern und sonstigen Fördermaßnahmen erbracht.

Hoher Förderbedarf

Knapp 10% der Fünftklässler, 21% der Sechstklässler, 25% der Siebtklässler und 23% der Achtklässler erhalten Nachhilfe bzw. Förderunterricht, aber auch 25% der Neuntklässler. Dieser letzte G9-Jahrgang befindet sich allerdings in der besonders misslichen Lage, dass ein Wiederholen wegen der unterschiedlichen Lehrplananforderungen am G8 mittlerweile beinahe unmöglich ist, aber auch ein Übertritt an die Realschule wegen der schon fortgeschrittenen Spezialisierung (und wegen der Überfüllung der Realschulklassen) nicht mehr empfohlen werden kann. Be-

denkt man ferner, dass 73% der Fünftklässler, 69% der Sechstklässler, 59% der Siebtklässler und 46% der Achtklässler zudem regelmäßige (1–3mal pro Woche) häusliche Unterstützung erhalten, muss das eingangs erteilte Lob etwas relativiert werden. Dies umso mehr, wenn der Evaluationsbericht des Kultusministeriums vom Juni 2006 ausweist, dass in den ersten beiden G8-Jahrgängen die Zahl der Übertritte an die Realschulen von 3700 auf 4100 angestiegen ist – das entspricht immerhin einer Zunahme um 10,8%! – eine Zahl, die wohl gemerkt in der Wiederholerstatistik nicht auftaucht.

Auswirkungen auf das Familienleben

Auch der zeitliche Aufwand für die täglichen Hausaufgaben hat – mit Ausnahme der Tage mit Nachmittagsunterricht – deutlich zugenommen. Es verwundert daher nicht, dass 35% der befragten Eltern häufige bzw. ständige belastende Auswirkungen des Lernpensums auf den Familienalltag beklagen – gegenüber 15% der G9-Eltern. Sogar Dr. Heubisch, der Vizepräsident der Vereinigung der bayerischen Wirtschaft, die 2003 die Einführung des achtstufigen Gymnasiums gefordert und unterstützt hat, plädiert vehement für einen Ausbau der Ganztagschulen, vielleicht auch deshalb, weil er und seine Frau „keine Lust dazu haben, am Abend oder am Wochenende mit ihren Kindern lernen zu müssen“ (Fernsehdiskussion „Frischer Wind an Bayerns Schulen“ auf BR-Alpha vom 03.04.2007). Beide Kinder des Ehepaars Heubisch besuchen das G8, wie er im Vorgespräch dieser Sendung verriet.

Lehrplan und Stofffülle

Den häufigen Klagen von Seiten der Eltern über die zu große Stoffmenge und -fülle des neuen Lehrplans wird vom Kultusministerium mit der Aussage begegnet, viele Lehrer hätten wohl noch nicht verstanden, dass der Lehrplan dazu anhalte, eine exemplarische Auswahl zu treffen und nicht mehr „die Lehrbücher von vorne bis hinten durchzubringen“. Dem kann ich nur entgegennehmen, dass ich unsere Lehrer durchaus für fähig halte, die Intentionen des Lehrplans zu verstehen und umzusetzen. Auch bisher wurden in einigen Fächern bestimmte Kapitel in den Büchern übersprungen, weil sie möglicherweise zu ausführlich oder für den Stoff der folgenden Jahre nicht relevant waren. Und offen gesagt, eine Stoffkürzung in den Fremdsprachen ohne Niveauverlust ist schlichtweg unehrlich und

unrealistisch. Fremdsprachen erfordern nun einmal gründliche Grammatik- und Wortschatzkenntnisse. Zumindest sollte man im Ministerium die Rückmeldung aus den Schulen, wonach sich ein Viertel bis ein Drittel der Fachschaften über eine zu hohe Stofffülle in der Umsetzung des G8-Lehrplans beklagen, nicht als „Grundrauschen“ abtun (Bayerischer Landtag, Bericht über die begleitende Evaluation zur Einführung des 8-jährigen Gymnasiums, Stand Juni 2006, S. 11).

Lehrermangel ...

Um es einmal deutlich zu sagen: das G8 in Bayern kann aus heutiger Sicht nur als Paradebeispiel für eine misslungene und nicht genügend durchdachte Planung bezeichnet werden. Als Hauptproblem und Quelle weiterer negativer Konsequenzen wie viel zu großer Klassen und Reduzierung des Wahlunterrichts ist hier der Lehrermangel zu nennen. Nicht nur der „hausgemachte“ Mangel durch fehlende Finanzierung zusätzlicher Lehrstellen schlägt sich hier nieder, nein – viel schlimmer, weil kaum auszugleichen, ist der absolute Mangel an Lehrkräften in einigen grundlegenden Fächern wie Mathematik, Physik, Deutsch, Latein, Biologie und Chemie. Sicher kann man entschuldigend anführen, der steigende Stundenbedarf am G8 sei hierfür verantwortlich (der Mehrbedarf an Lehrstunden beträgt 20% in den ersten 5 Jahren!), aber hätte man das nicht schon vor der Einführung wenigstens annähernd berechnen können? In Zeiten transparenter Daten wäre es ein Leichtes gewesen, über Jahre hinweg von der Anzahl der Grundschüler mit Hilfe der durchschnittlichen Übertrittsquote auf die Zahl der späteren Gymnasiasten zu schließen. Auch die anstehende Pensionierungswelle war durchaus vorhersehbar. Ebenso hätte man an den Universitäten die Zahl der Lehramtsstudenten in den einzelnen Fächern eruiert, um danach die Frage zu stellen: Können wir uns diese Reform zu diesem Zeitpunkt überhaupt leisten? Bei der Planung eines Großprojekts dieser Größenordnung sollte das eine Selbstverständlichkeit sein.

... und seine Folgen

Nun kämpfen die einzelnen Gymnasien um die wenigen zur Verfügung stehenden Lehrer. Noch hat unsere Schule Glück und kann den Pflichtunterricht bis auf eine wenige Wochen dauernde Engpassphase nach Weihnachten vollständig abdecken.

An Nachbargymnasien fällt bereits Unterricht aus oder kann nur durch den Einsatz von Studenten aufrechterhalten werden. Auch das Ministerium versucht, alle Mittel auszuschöpfen und wirbt Quereinsteiger sowie Lehrer aus anderen Bundesländern und Österreich an – und es hat sowohl die Wochenarbeitszeit als auch die Lebensarbeitszeit für Lehrkräfte erhöht. Nun werden auch noch die Teilzeitarbeitsstunden aufgestockt sowie der Eintritt in die Altersteilzeit erschwert. Gibt es denn etwas Motivationsfördernderes für jemanden, der ohnehin schon an der Belastungsobergrenze angelangt ist, als noch mehr arbeiten zu müssen? Leider ist im Moment keine Alternative zu diesen Notfallmaßnahmen in Sicht, eine Besserung ist frühestens mit dem Auslaufen des G9 zu erwarten. Aber man darf sich nicht zu früh freuen: der Lehrerberuf am G8 ist infolge des Nachmittagsunterrichts, der Intensivierungsstunden und des erhöhten Stundenumfanges in der neuen Oberstufe höher als am G9 – trotz des Wegfalls eines ganzen Jahrgangs.

Schulentwicklung ade

Abgesehen von der Notwendigkeit zur Aufrechterhaltung des Pflichtunterrichts ergeben sich weitere sehr bedauernde Einschränkungen. So ist seit etwa drei Jahren der naturwissenschaftliche Wahlunterricht fast vollständig weggebrochen, bei uns die Informatik für die G9-Schüler, Chemie-Übung oder innovative Mathematik. Gerade in den kleinen Gruppen konnten naturwissenschaftliche Interessen optimal gefördert werden, und auch für die Lehrer-Schüler-Beziehung war das freiwillige Miteinander ohne lästigen Notendruck für beide Seiten eine Bereicherung. Aber auch das vor zwei Jahren an unserer Schule begonnene Engagement im Sinne einer inneren Schulentwicklung ist mit zunehmender Arbeitsbelastung der Lehrkräfte fast zum Erliegen gekommen. Wie dringend nötig wären hier noch Freiräume, auch um beispielsweise neue Lehrmethoden wie selbstorganisiertes Lernen zu erproben oder Kurse über gehirnfreundliches Lernen zu institutionalisieren. Wie positiv sich derartige Schulungen auswirken können, zeigt ein Beispiel aus dem Gymnasium Kronach: hier bietet der Beratungslehrer seit 10 Jahren halbjährliche „Lernen lernen“-Kurse für die Fünftklässler an. Von den mehr als 700 Schülern, die bisher an diesen Kursen teilgenommen haben, mussten weniger als 1% ein Schuljahr wiederholen! Eine schier unglaubliche Zahl angesichts der nicht nur bei uns in diesem Schuljahr zum Zwischenzeugnis sehr gefährdeten Schüler in den 8. bis 11. Klassen (zwischen 20 und 36%)!

Aussichten

Die geschilderten Umstände (oder sollte man besser von „Notständen“ sprechen?) geben wenig Anlass zu Optimismus oder gar Euphorie, zumindest nicht für die nächsten Jahre. Eigentlich schade, denn das Konzept für die neue Oberstufe hat durchaus seine Reize. Hier wird eine solide Allgemeinbildung vereinbart mit individueller Schwerpunktsetzung auf sprachlichem oder naturwissenschaftlichem Gebiet im Bereich der Profilstunden bzw. durch die freie Wählbarkeit des Seminarfaches 1. Allerdings dürften in diesem Punkt Theorie und Wirklichkeit etwas auseinanderliegen, denn die freie Wählbarkeit wird sehr stark von den Gegebenheiten und Möglichkeiten der einzelnen Schule abhängen – und diese sind wie schon ausgeführt vorläufig sehr begrenzt.

Die derzeitige und die noch zu erwartende Verschärfung der Situation in den nächsten vier Jahren geben Anlass zu großer Sorge. Die bereits genannten Korrekturmaßnahmen wie Arbeitszeitaufstockung und -verlängerung und Anwerbung von außerbayerischen Lehrkräften oder Quereinsteigern werden kaum ausreichen, um wenigstens den Verlust durch die laufende Pensionierungswelle auszugleichen. Welche Schritte kann das Ministerium noch unternehmen, um zu verhindern, dass aus dem Lehrernotstand demnächst ein Bildungsnotstand wird? Jedenfalls kann das Problem nicht „ausgesessen“ werden, was hieße, dass die Eltern durch teuer bezahlte Fördermaßnahmen das Unterrichtsdefizit ausgleichen müssten. Das wäre in meinen Augen das Ende der allgemeinen Schulpflicht.

Wenn an einer Schraube nicht mehr gedreht werden kann, muss manchmal an einer anderen angesetzt werden, um ein festgefressenes Rad wieder in Bewegung zu bringen. Auf das bestehende Problem übertragen hieße dies, alle Maßnahmen in Betracht zu ziehen, die zu einer Einsparung von Lehrerstunden führen:

1. weitere Kürzungen im Lehrplan mit konsekutiver Stundenreduzierung oder
2. Rückkehr zum G9 oder – sozusagen als Kompromisslösung –
3. sofortiger Übergang zu einem 8½-jährigen Gymnasium, ähnlich dem bereits in Rheinland-Pfalz existierenden Modell.

Letztere Option verdient es, ein wenig genauer unter die Lupe genommen zu werden.

Modell zur sofortigen Entlastung

Grundlage meiner Überlegungen ist folgende denkbare Umgestaltung der Stundentafel:

Jahrgangsstufe	Wochenstunden	Wochenstunden
5	30	31
6	30	33
7	30	34
8	32	34
9	33	36
10	33	36
11/1	32	
11/2-13/1	Neue Oberstufe	

Die gegenüber der jetzigen G8-Stundentafel in den Jahrgangsstufen 5 bis 10 eingesparten 16 Wochenstunden können problemlos und ohne Verlust in 11/1 mit 32 Wochenstunden untergebracht werden.

Die Vorteile dieser Umstrukturierung wären im Einzelnen:

1. Sofortige Reduzierung des Lehrbedarfs und Entspannung der Mangelsituation. Möglicherweise überhängige Stunden können zur Bildung kleinerer Klassen, zur Einrichtung von Übungsstunden im naturwissenschaftlichen Bereich und zu einer Erhöhung des Wahlunterrichtsangebots mehr als sinnvoll genutzt werden.

2. Entlastung von Schülern und Eltern durch Reduzierung des Nachmittagsunterrichts auf ein vertretbares Maß. Mit der zunehmend früheren Einschulung wird auch der Übertritt ans Gymnasium mit 9 Jahren die Regel werden. Die Freihaltung vom Nachmittagsunterricht in der Unterstufe kommt dem altersgemäßen Bewegungsdrang und der noch ungenügend ausgeprägten Konzentrationsfähigkeit dieser Altersgruppe entgegen.

3. Förderung der inneren Schulentwicklung durch wiedergewonnene Stundenzapazitäten

Durch die Erhöhung der Wochenarbeitszeit sind viele Lehrer an ihrer absoluten Belastungsgrenze angekommen. Ein Engagement über den Unterricht hinaus ist derzeit kaum mehr möglich. Dies betrifft leider auch die Erprobung alternativer Unterrichtsformen wie selbstorganisiertes Lernen oder die Vermittlung gehirnfreundlicher Lerntechniken. Gerade hierdurch ließen sich die Wiederholerzahlen und damit auch das Durchschnittsalter der Abiturienten senken, wie das Beispiel aus Kronach zeigt.

4. Finanzielle Entlastung von Freistaat und Kommunen

Zusätzliche Personalkosten werden eingespart. Noch nicht erfolgte Ausbaumaßnahmen für die Mittagsversorgung können vorläufig gestoppt werden. Die freiwerdenden Geldmittel können in den dringend nötigen Hochschulausbau fließen.

5. Bessere und dauerhafte Ausnutzung der Hochschulkapazitäten

Die für die Bewältigung des doppelten Abiturjahrgangs notwendige Umstrukturierung an den Hochschulen wird in mehr Fächern als derzeit den Studienbeginn zum Sommer- wie zum Wintersemester ermöglichen. In den Fächern, die ein mehrmonatiges Praktikum vor Studienbeginn voraussetzen (z.B. Medizin, Maschinenbau) kann der Studienbeginn zum Wintersemester beibehalten werden. Auch bundesweit gesehen kann mit dieser Maßnahme dem gewöhnlich großen Ansturm zum Wintersemester begegnet werden.

6. Entzerrung des doppelten Abiturjahrgangs

Der letzte G9-Jahrgang kann das Abitur im Mai 2011 ablegen, der erste G8-Jahrgang im Januar/Februar 2012 oder besser noch im November/Dezember 2011. Bei einem

Beginn der neuen Oberstufe Mitte Februar stünde den Kollegiaten bis zu einem Abitur Mitte November des darauffolgenden Jahres die gleiche Wochenzahl, nämlich 65, zur Verfügung wie nach dem bisherigen Zeitplan. Damit ließen sich künftig ferienbedingte Verschiebungen der Abiturzeit vermeiden, wie sie manchmal durch die beweglichen Feiertage Ostern und Pfingsten entstehen.

7. Reguläres Auslaufen des letzten G9-Jahrgangs

Für den letzten G9-Jahrgang sind damit keine Sonderregelungen wie Änderungen des Lehrplans oder vorzeitiger Eintritt in die Kollegstufe nötig.

8. Beibehaltung des angestrebten Abituralters von 18 Jahren

Infolge des jährlich um einen Monat vorgezogenen Einschulungsalters wird ein

Großteil der bayerischen Abiturienten auch bei 8 ½-jähriger Gymnasialzeit sein Abitur mit 18 Jahren ablegen können.

Als einzigen Nachteil des vorgestellten Modells sehe ich die Verlagerung (nicht Kürzung!) einzelner Lehrplaninhalte, gegebenenfalls die sukzessive Einführung neuer Lehrbücher, die allerdings ohnehin weitgehend über das Büchergeld finanziert werden, also den Staatshaushalt nicht belasten.

Die Zeit drängt, eine Gegensteuerung muss dringend in die Wege geleitet werden. Schließlich ist der schulische Erfolg mehrerer Schülerjahrgänge ernsthaft gefährdet. Auch in den übrigen Bundesländern, die demnächst die achtjährige Gymnasialzeit einführen wollen, wird man die Erfahrungen in Bayern mit Interesse verfolgen.

Spezialarbeiten

(Auskleidungen, Verrohrungen, Geländeranlagen, Brücken, Treppen aus Edelstahl, Haltestangen und Sicherheitseinrichtungen aus

Chromnickelstahl

für Schwimmbäder, Fitness-Center und sonstige Einrichtungen
plant, liefert und montiert in hervorragender Ausführung

NERB

Nerb GmbH & Co. KG
Dorfstraße 39 · D-85356 Freising/Attaching
Telefon +49(0)81 61 / 98 87-0 · Fax +49(0)81 / 98 87-99
E-Mail: hnerb@nerb.de · Internet: www.nerb.de

Der harte Schulalltag im G8



Sabine Liebl, Antonia, Klasse 8a
des Dom-Gymnasiums

Wir sind Schülerinnen in der 8. Klasse des Dom-Gymnasiums. Nachdem das achtjährige Gymnasium, das so genannte G8, im Schuljahr 2004/05 eingeführt wurde, haben wir nun seit der 6. Klasse, d.h. seit 2 ½ Jahren, Erfahrung mit dem „verkürzten Gymnasium“ sammeln können. Wir sind der erste Jahrgang im G 8.

G 8 bedeutet, dass die Schüler das Gymnasium mit dem Abitur nun nach acht Jahren statt nach neun Jahren abschließen. Der Stoff im G 8 wurde gegenüber dem des G 9 aber leider nur wenig gekürzt. Dies bedeutet, dass wir im G 8 wesentlich mehr Stunden pro Woche haben (34 Std. in der 7./8. Klasse und 33 Std. in der 6. Klasse). Aufgrund dieser hohen Stundenzahl haben wir einmal pro Woche bis um 17 Uhr Schule, was jedoch besser ist, als mehrmals pro Woche weniger Stunden am Nachmittag. Nun wollen wir ein wenig unsere Erfahrungen schildern.

Zunächst möchten wir auf die hohe Arbeitsbelastung hinweisen: Zählt man zu den 34 Schulstunden (= 24 ½ volle Stunden, 34 x 0,75) noch etwa 18 Stunden für die Hausaufgaben (die wir pro Woche benötigen) und das Lernen hinzu (ca. 4 Stunden an 4 Tagen und 2 Stunden am Wochenende), so kommen wir mindestens auf eine 40-Stundenwoche.

Das heißt, wir können, was das Arbeitspensum betrifft, gut mit den Arbeitnehmern mithalten. Im Gegensatz dazu hatten die

G9ler im 8. Schuljahr nur ca. 30 Stunden mit Schule und Lernen zu tun.

Durch die vielen Stunden, die wir uns mit der Schule beschäftigen müssen, bleibt uns kaum Zeit für Freizeitaktivitäten, wie z.B. für Sportvereine und das Lernen eines Musikinstruments. Auch ein Treffen mit Freunden ist unter der Woche extrem schwierig, da wir an den „freien Nachmittagen“ noch 3-4 Stunden mit Hausaufgaben und Lernen verbringen.

Auch der Nachmittagsunterricht ist eine zusätzliche Belastung für G8 Schüler. Schon in der 5. Klasse haben die G8-Schüler 1 Stunde am Nachmittag Unterricht. Seit der 6. Klasse haben wir einmal wöchentlich bis um 17 Uhr Schule. Nachmittagsunterricht haben die G9-Schüler erst ab der 11. Klasse!

Neu im G 8 sind so genannte Intensivierungsstunden. Diese sind eigentlich dafür gedacht, das Gelernte zu üben, sie müssen von den Lehrern aber häufig dafür genutzt werden, uns den zu wenig gekürzten Stoff beizubringen. Deshalb kommt es des Öfteren vor, dass in einer Intensivierungsstunde neuer Stoff vermittelt wird.

Weitere Nachteile gegenüber dem G 9 sind, dass das einzig kreative Fach in der 8. Klasse, nämlich Kunst, auf nur noch eine Stunde pro Woche beschränkt wurde. Die G9ler hatten dieses Fach in der 8. Klasse noch zweistündig.

Außerdem wurden uns wegen der starken Stundenbelastung der Lehrer und des vielen Stoffes sonst übliche Schullandheimaufenthalte sowie der Skikurs in der 6. Klasse gestrichen. Es wurde uns angeboten, diese Fahrten am Wochenende oder in den Ferien mit einem Lehrer zu machen. Dieses versucht unsere Klasse im Moment.

Durch den neuen Lehrplan erfahren die Buchverlage teilweise erst zu spät, was im nächsten Schuljahr behandelt wird, um früh genug mit dem Verfassen und dem Druck der Bücher zu beginnen und diese rechtzeitig zum Schuljahresbeginn zu liefern. So kam es vor, dass manche Bücher erst kurz vor dem Halbjahr geliefert werden konnten.

Da wir am Mittwoch 10 Stunden haben, müssen wir entsprechend viele Bücher und Hefte mitbringen. Dies führt zu einem Gewicht der Schultasche von ca. 12 kg, was sicherlich mehr ist, als was Orthopäden empfehlen.

Zudem bekamen wir z.B. Physik bereits ein Jahr eher als die G9ler (in der 7. Klasse anstatt in der 8.). Das gleiche gilt auch für die 2. und 3. Fremdsprache. Dadurch hatten wir jeweils ein Jahr weniger Zeit, um uns an die andere(-n) Sprache(-n) zu gewöhnen und diese entsprechend gut zu lernen.

Auch wenn uns das erst in 3 Jahren betrifft, finden wir es nicht besonders gut, dass es keine Kollegstufe mehr in der herkömmlichen Art geben wird. Es wird im G8 mehr Wert auf die allgemeine Bildung gelegt, individuelle Neigungen der Schüler werden zukünftig bei der Auswahl der in der Oberstufe zu belegenden Fächer und bei den Fächern, in denen Abitur gemacht werden muss, fast nicht mehr berücksichtigt. Denn in der neuen Oberstufe gibt es sog. Pflichtfächer (z.B. Mathematik), die jeder Schüler belegen muss. Außerdem kann man nur noch begrenzt unter Nebenfächern auswählen.

Für die jetzige erste Klasse des G 8 und die letzte Klasse des G 9 wird es zudem schwieriger werden, einen Studienplatz zu finden, da ja zwei Jahrgänge gleichzeitig das Abitur machen.

Fazit:
Wir finden, dass das G 8 kaum Vorteile, um nicht zu sagen nur Nachteile gegenüber dem G 9 besitzt und uns deshalb nicht klar ist, warum das G 8 eingeführt worden ist. Der einzige Vorteil, der uns zum G 8 einfällt, ist der, dass wir ein Jahr weniger zur Schule gehen werden. Wir werden also auch mit einem Studium ein Jahr früher beginnen und somit früher ins Berufsleben eintreten können. Falls jemand während des ersten Studienjahres bemerken sollte, dass er ein für ihn ungeeignetes Fach zu studieren begonnen hat und daraufhin ein passenderes Studium beginnt, verliert er im Vergleich zu heute kein Jahr Studienzzeit.

G8: Unterwegs zum Center of Excellence

„Gerade die Jugend hat es verdient, dass wir nicht mit dem Tellerrand des Augenblicks Politik machen.“ (Helmut Kohl) Jeder kann mal sprachlich ausrutschen, halb so schlimm; gefährlich wird's erst, wenn Politiker ihrem Metier nachgehen. Und besonders kritisch wird's, wenn es um Bildungspolitik geht. Ein kluger Kopf hat einmal behauptet, Politik sei für manche Leute die Kunst, Brände zu löschen, die sie selbst gelegt haben. Von solchen Kraftanstrengungen sind verantwortliche Bildungspolitikern in der Regel freilich freigestellt. Bis man so recht merkt, was man angestellt hat, ist meist so viel Zeit vergangen, dass ein durch Diäten fit gehaltener Politikprofi in aller Gemütsruhe das Event aus der Pensionistenperspektive betrachten kann.

Der Rahmen ist also abgesteckt, um aus Sicht eines Betroffenen über G 8 zu schreiben.

Vorweg: Natürlich hat es Vorteile, wenn Schülerinnen und Schüler nur 12 statt 13 Jahre die Schulbank drücken müssen, was im Übrigen fast ausnahmslos in Europa der Fall ist. So meinte 2004 bei der Einführung von G 8 Hans Zehetmair, von 1986 bis 1998 Kultusminister in Bayern, ein Mann, der vorher auch als Lehrer ein Gymnasium von innen gesehen hat – er unterrichtete lange Zeit am Dom-Gymnasium -: „G 8 ist durchaus vertretbar, wenn man es konzeptionell gut vorbereitet.“ Doch wer wollte das der Bayerischen Staatsregierung nachsagen?

Sollte es tatsächlich stimmen, dass vollmundige Herzenergüsse Denken blockieren können? Am 6. November 2003 erklärte Ministerpräsident Dr. E. Stoiber in seiner Regierungserklärung vor dem Bayerischen Landtag: „Wir investieren in exzellente Bildung auf internationalem Niveau. Bayern soll mit seinen Schulen in zehn Jahren unter den ersten fünf Spitzenländern in der Weltrangliste stehen... Unseren Jugendlichen sollen die bestmöglichen Ausgangspositionen für ihren Start ins Leben haben. Sie sollen hervorragend ausgebildet werden.“

So viel zu den Herzenergießungen! Dann mit Beginn des Schuljahres 2004/05 die Vorführung der hohen Kunst, ein heißes Eisen mit den Händen der dienstverpflichteten Lehrer anfassen zu lassen. Auf, auf zur Transformation von Gymnasium in ein Center of Excellence. Ich zitiere aus einem der Hochglanzfolders aus dem Hause am Salvatorplatz: „Ein Center of Excellence geht neue Wege des Lernens und Lehrens, die die Unterrichtsqualität nachhaltig

steigern, die Persönlichkeit der Schülerinnen und Schüler weiterentwickeln, die kognitiven Fähigkeiten der Schülerinnen und Schüler erweitern, Kreativität und problemlösendes Denken fördern, Schülerinnen und Schüler zu Eigenverantwortung und Kooperation befähigen.“

Als Lehrer, dem über Jahrzehnte Schülergenerationen anvertraut waren, reibt man sich verwundert die Augen. Was habe ich bloß all die Zeit getan, als ich brav nach den Lehrplänen unterrichtet habe? Wenn sich ab jetzt die Persönlichkeit der mir anvertrauten Kinder und Jugendlichen weiterentwickelt – habe ich bislang nur Gartenzerge produziert? Wenn sich ab jetzt die kognitiven Fähigkeiten von Buben und Mädchen erweitern – habe ich die deutsche Jugend bislang in dumpfbackigem Kleinkindstatus fixiert? Wenn ab jetzt Kreativität und problemlösendes Denken gefördert werden – haben sich die mir Anvertrauten bislang in stumpfsinnigen Routineübungen zu Lernkrüppeln ausgewachsen? Wenn sie ab jetzt zu Eigenverantwortung und Kooperation befähigt werden – haben junge Menschen bislang mit Scheuklappen versehen sich sozial unverantwortlicher Nabelschau beflissen?

Um nicht in Depression zu verfallen, greife ich zu Kafkas Werken. „Aus einem elenden Zustand sich zu erheben“, heißt es dort, „muss selbst mit gewollter Energie leicht sein. Ich reiße mich vom Sessel los, umlaufe den Tisch, mache Kopf und Hals beweglich, bringe Feuer in die Augen, spanne die Muskeln um sie herum...“ Positiv denken!! Her jetzt mit den neuen Wegen des Lernens und Lehrens, die die Unterrichtsqualität nachhaltig steigern! Tscha-kaaaaaa!

Schon Adolf Diesterweg entwarf ein schönes Bild des Lehrers: „Mit Recht wünscht man dem Lehrer die Gesundheit und die Kraft eines Germanen, den Scharfsinn eines Lessing, das Gemüt eines Hebel, die Begeisterung eines Pestalozzi, die Wahrheit eines Tillich, die Beredsamkeit eines Salzmann, die Kenntnis eines Leibniz, die Weisheit eines Sokrates, und die Liebe Jesu Christi.“

Ja, so ein guter Mann versteht sicher die Erhöhung der Arbeitszeit und das Fuchteln mit dem Schlagstock Evaluation als Motivationszuckerl. Ich würde sagen: Hält sich eine Lehrerin oder ein Lehrer nach der Einführung von G8 an die Maxime „Trau nur denen, die genauso viel zu verlieren haben wie du, wenn es nicht klappt“, dann traut sie bzw. er am besten niemandem mehr.

Aber Schule ist ja nicht um der Lehrer, sondern um der Schüler willen da. Na ja, dann.

Am 14. Dezember 2004 zog im FT Harald Renz, der in der ARGE Oberbayern Mitte, der Landeselternvertretung für Gymnasien, für 15 Gymnasien sprechen kann, folgendes Fazit nach der Einführung von G8: „Der Zeitbedarf für Schulvorbereitung und Hausaufgaben habe erheblich zugenommen...Die Vermittlung des Stoffes finde wegen der Fülle unter „erheblichem Zeitdruck“ und in sehr großen Klassenverbänden statt, „sodass das Verständnis auf der Strecke bleibt.“ Eine „Entrümpelung“ des Lehrplans habe nicht stattgefunden. Im Gegenteil, durch das Vorziehen von Lerninhalten in die fünften und sechsten Klassen sei die Stofffülle noch erhöht worden. Eltern müssten in erheblich größerem Umfang als früher zuhause mit ihren Kindern lernen. Wo dies nicht möglich sei und Geld für Nachhilfe fehle, sei ein „frühzeitiges Scheitern“ der Kinder zu beobachten. Den Schülern fehle zunehmend die Zeit, sich zusätzlich aktiv am Schulleben zu beteiligen und interessante Wahlfächer zu belegen...“

Leider muss man dem Manne in vielem Recht geben. Auch wenn mir das Wort „Entrümpelung“ gar nicht schmeckt; es wurde nämlich bislang nicht Gerümpel bei den armen Kindern abgeladen. Was jeder wusste, musste ja kommen: Qualitätssteigerung, Arbeitsverdichtung, Förderung musischer und sportlicher Aktivitäten, individuelle Gestaltung von Freiräumen, adäquate Rekreationsphasen: Um die Quadratur des Kreises zu bewerkstelligen, tönt nun laut der Ruf nach Stoffreduzierung und Ganztagschule.

Wie wär's mal mit einem stimmigen Konzept?

Otto Engelmayer war vor Zeiten der Mann, der im Bereich der Pädagogischen Psychologie die Psychohygiene der Schularbeit in den Blick nahm.

Bei der Frage, wie Leistung und Ermüdung zusammenhängen, unterscheidet er zunächst zwischen „Ermüdung“ und „Müdigkeit“.

„Es gilt Ermüdung und Müdigkeit auseinanderzuhalten. Ermüdung ist ein physischer, mit objektiven Merkmalen und Ursachen zu definierender Tatbestand, der sich nach Arbeit einstellt. Müdigkeit ist der subjektive Zustand erlebten Müdeseins... Es gibt Müdigkeit ohne den objektiven

Tatbestand der Ermüdung und umgekehrt, wie bei spielbesessenen Kindern, die bis in den Schlaf hinein spielen.... Ermüdung und Sichmüdefühlen sind nach entsprechender körperlicher und geistiger Anstrengung durchaus natürliche, ja biologisch notwendige Erscheinungen.... Ermüdung ist ein Prozess, der in verschiedenen Stadien mit charakteristischer Symptomatik abläuft. In einem ersten Stadium hält sich die Leistung quantitativ gleich, sinkt aber qualitativ ab. Dann aber kommt es zu einem allgemeinen quantitativen und qualitativen Abbau der Leistung... zusammen mit zunehmender Verlangsamung des Arbeitstempos, zumeist auch Rückgang der Funktionstüchtigkeit wichtiger seelischer Funktionen (Abnahme der Prägnanz und Ergiebigkeit der Assoziationsfähigkeit und des Gedächtnisses, Absinken der Hör- und Sehschwelle, Zunahme der Konzentrationsunfähigkeit und der Perseveration). Das führt zu einer gewissen Depersonalisation..., Arbeitsunlust, Gereiztheit, Störertum nehmen zu und unvermutete Disziplin Krisen tauchen auf....Der Abbau erfolgt keineswegs stetig. Er ist mitunter durch Zwischenantriebswellen aufgehalten. Aber das Endstadium, der „tote Punkt“ und die Erschöpfung mit hochgradiger Verlangsamung bis zur Leistungsunfähigkeit, ist unausbleiblich...“

Für die Frage nach dem gesunden Energiehaushalt bei Lernen und Leisten heißt das:

„Wir wissen, dass gesundes Lernen an biologisch richtige Arbeitszeiten, die in der Schul- und Hausarbeit nicht ungestraft missachtet werden dürfen, gebunden ist“ (Probleme der Adoleszenz mit Aufgipfelungen der Ermüdbarkeit; Probleme des Tages-, Wochen- und Jahresrhythmus u.a.)... „Die Schule, die sich vom Gesundheitsprinzip leiten lässt und das Maximum-Minimum-Prinzip der Leistung

beachtet, muss den Tatbestand echter Ermüdung respektieren. Die Schule neigt dazu, durch methodisches Raffinement sich selbst und den Schüler über die Ermüdung hinwegzutäuschen. Ermüdung ist ein sehr natürlicher, biologisch wichtiger und notwendiger Zustand; Müdigkeit ist ein Warnsignal...Die polare Rhythmik von Anspannung und Entspannung ist der Pendelschlag gesunden Lebens und als solcher der Grundrhythmus für andere polare Rhythmen, die im Schulbereich unter psychohygienischen Gesichtspunkten Geltung beanspruchen. Nur im Gleichgewicht von Aktion und Kontemplation, Lautsein und Stillsein, Geben und Nehmen, Ausdruck und Eindruck, Freiheit und Bindung, körperlicher und geistiger Tätigkeit, intellektueller und musischer Betätigung kommt es zu gesunder, harmonischer Persönlichkeitsentwicklung. Eine der Ursachen für die Leistungskrise der Schule, vorab des Gymnasiums, und für den Niedergang ihrer erzieherischen Funktion liegt in der Tatsache des gestörten Gleichgewichts und des Vorrangs der intellektuellen Beanspruchung gegenüber der gemüthaftmusischen und körperlich-sportlichen Betätigung.“

Was Engelmayr ausführt, ist heute nach Einführung von G 8 gültiger als je. Ich meine, eine Einbeziehung solcher pädagogisch-psychologischer Erkenntnisse hätte dem Reformvorhaben G8 nicht geschadet; was freilich bedeutet, dass es dann G8 nicht so gäbe, wie es nun mal ist.

Aber wenn Politik mehr ist als die Kunst, Schwierigkeiten ausfindig zu machen, falsch zu beurteilen und ungeeignete Mittel dagegen zu finden, so braucht man den Glauben an die Zukunft eines humanen Gymnasiums nicht aufzugeben. Es gibt keine Reform, die sich nicht reformieren ließe.

Arbeitsrecht
Familienrecht
Erb- und
Pflichtteilsrecht
Strafverteidigung
Miet- und Pachtrecht
Immobilienrecht
Vertragsrecht
Straßenverkehrsrecht

Ziegelgasse 17
 85354 Freising

Tel 08161 / 12 777
 Fax 08161 / 50 000

www.adk-rechtsanwaelte.de

Elisabeth Kuhn
 Rechtsanwältin
 Fachanwältin für
 Familienrecht

Ralph York Desch
 Rechtsanwalt
 Fachanwalt für
 Arbeitsrecht

Dr.jur.
Karl-Hans Ahl
 Rechtsanwalt

TÄTIGKEITSSCHWERPUNKTE

AHL DESCH KUHN

„Dynamic Drive“ – ein Jahr als „Lehrer in der Wirtschaft“ bei BMW



Hans Bauer, Oberstudienrat für Latein und Sport am Dom-Gymnasium.

Montag, 13. Februar 2006, 5.30 Uhr: Ich lenke den gepanzerten BMW 540i durch das Werkstor zum Gebäude der Personalabteilung. Nicht, dass Lehrer in der Wirtschaft eine besonders gefährdete Zielgruppe für terroristische Anschläge darstellten – das gepanzerte Fahrzeug kam eher durch eine glückliche Fügung in den Wagenpool meiner Abteilung -, aber man fühlt sich doch gut aufgehoben. Im Firmenwagen, wie auch im Projekt „Lehrer in der Wirtschaft“ insgesamt, das als innovative Kooperation zwischen dem Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus auf der einen Seite, sowie der Vereinigung der Bayerischen Wirtschaft, dem Bayerischen Unternehmensverband Metall und Elektro und dem Verband der Bayerischen Metall und Elektroindustrie auf Seiten der Wirtschaft ins Leben gerufen wurde.

Ich habe das Auswahlverfahren des Ministeriums und meines Wunschernehmens erfolgreich durchlaufen und ab September 2005 einen einjährigen Arbeitsvertrag bei BMW Dingolfing erhalten, wo ich zu etwa gleichen Teilen in der Berufsausbildung des Standortes sowie in der Abteilung Personalwirtschaft und Change Management eingesetzt werde. In Diensten des Change Managements bin ich auch an besagtem Februarmorgen unterwegs, um im Rahmen des Projekts „Personalflexibilisierung“ Workshops für BMW-Mitarbeiter durchzuführen. Diese Montagearbeiter waren für einen begrenzten Zeitraum an anderen Produktionsstandorten tätig und kehren nun ins Stammwerk zurück. Mit dieser Maßnahme versucht BMW – bisher sehr erfolgreich

– die Beschäftigung für alle Stammmitarbeiter zu sichern, da auf typische Schwankungen der Produktionszahlen im Laufe eines Modellzyklus entsprechend reagiert werden kann.

Adäquater Einsatz

Meine – wie ich finde durchaus reizvolle – Aufgabe innerhalb des Gesamtprojekts besteht darin, in den Workshops die Gesprächsbereitschaft der Arbeiter zu fördern, ihre positiven und negativen Erfahrungen zu dokumentieren und effiziente Lösungsvorschläge für aufgetretene Missstände zu erarbeiten. Die Ergebnisse werden von mir den Führungskräften im Werk präsentiert und nach Prüfung in den Gesamtprozess der Personalwirtschaft eingesteuert.

Neben den „kognitiven“ Bestandteilen sieht das Programm der Workshops auch Teamtrainingsmaßnahmen in der Naturlandschaft des Bayerischen Waldes vor, in diesem speziellen Fall in Grafenau: eine Aufgabe, die für einen Sportlehrer, der sich vorab gezielt mit dem Aufbau und dem Funktionieren von Teams beschäftigt hat, wie geschaffen erscheint, zumal zwischen erfolgreichen Sportteams und ebensolchen Produktionsteams bekanntermaßen hohe Übereinstimmung besteht.

Das zweite Feld, auf dem ich bei BMW eingesetzt bin, ist wohl der klassische Arbeitsbereich, der dem interessierten Beobachter der Bildungslandschaft gemeinhin auf die Frage „Wo kann ein Lehrer in der Wirtschaft adäquat eingesetzt werden?“ in den Sinn kommt: die Berufsausbildung des Unternehmens.

Stabilisierung des Fahrverhaltens und Berufsausbildung

Hier gilt es ein neuentwickeltes System zur Steuerung und Qualitätssicherung in der Berufsausbildung des Hauses flächendeckend einzuführen. Dabei arbeiten die Lehrer an den BMW-Standorten München, Dingolfing und Regensburg in einem Netzwerk eng zusammen, die Werke Leipzig und Landshut werden mitbetreut. Als man mir die entsprechenden Unterlagen zur Einarbeitung in die Thematik aushändigte, stützte ich bereits beim Titel:

„Dynamic Drive“. Wo bitte liegt der Bezug zwischen einem komplexen System zur Stabilisierung des Fahrverhaltens (das ich als passionierter Automobilist bereits kannte) und Berufsausbildung? Doch die Antwort ließ im Info-Ordner nicht lange auf sich warten: Auch der Auszubildende soll vor unkontrolliertem Schleudern in den

einzelnen Phasen seiner Berufsausbildung bewahrt und ihm dazu ein entsprechendes Instrument an die Hand gegeben werden, eben „Dynamic Drive“. Angesichts einer Zahl von knapp 800 Azubis allein am Standort Dingolfing waren mehrere Serien von Schulungen erforderlich, bis „Dynamic Drive“, das über ein sog. IT-Tool allen Teilnehmern zugänglich ist, flächendeckend eingeführt war. Die Möglichkeit, in die verschiedensten Ausbildungsberufe des technischen, kaufmännischen und sozialen Bereichs vertieft Einblick zu gewinnen und mit Ausbildungsmeistern und Azubis eng zusammenzuarbeiten, erachte ich als sehr wertvoll, nicht zuletzt wegen des unmittelbaren Vergleichs mit der gymnasialen Ausbildungssituation.

Es würde den Rahmen dieses Kurzberichtes sprengen, wollte ich die Tätigkeiten eines ganzen Jahres en detail beschreiben, ganz zu schweigen von der Unmöglichkeit, die immensen vielfältigen Eindrücke, die ein 3-Schicht-Betrieb von 21.000 Menschen hinterlässt, entsprechend zu Papier zu bringen. Ich fand und finde es jedenfalls höchst bemerkenswert, dass ich von den Verantwortlichen im Unternehmen die Möglichkeit bekam, in die verschiedensten Bereiche Einblick zu nehmen, und zwar nicht nur mit unmittelbarem Bezug zur Tätigkeit eines Lehrers, sondern mit dem Ziel, einen umfassenden Überblick über Aufbau und Funktion eines Großunternehmens zu bekommen.

Dies ist übrigens nur eine Komponente aus dem breiten Zielkatalog, der mit dem Projekt „Lehrer in der Wirtschaft“ zum gegenseitigen Nutzen von Schule und Unternehmen anvisiert wird. Wer sich umfassend zum Gesamtprojekt informieren möchte, der sei im Internet auf folgende Adresse verwiesen:

<http://www.bildunginbayern.de/projektübersicht/lehrerinderwirtschaft>

Ableitungen für die Schulpraxis

Um Wiederholung zu vermeiden, möchte ich die auf der angegebenen Website allgemein gehaltene Projektbeschreibung um ein persönliches Resümee meines Einsatzes in einem Wirtschaftsunternehmen erweitern. Dabei dürften maßgebliche Unterschiede in der Arbeit an einer Schule bzw. in einem Wirtschaftsunternehmen sowie mir sinnvoll erscheinende Ableitungen für die künftige Schulpraxis von Interesse sein.

„Erfahrungsaustausch setzt Reden voraus – miteinander statt übereinander“: Diesen

häufig bemühten Satz von Ernst Ulrich von Weizsäcker kann ich nur unterstreichen. Der Einsatz von Lehrern als Mitarbeiter in Wirtschaftsunternehmen ist ein probates Mittel um den Dialog zwischen den Prozessbeteiligten auf der Grundlage persönlicher Erfahrungen voranzutreiben, das gegenseitige Verständnis zu fördern und Synergieeffekte effektiver zu nutzen. Dies bedeutet allerdings nicht, dass bei einer Übergewichtung der Unternehmensinteressen, Schule auf die bloße Zulieferung von Arbeitskräften reduziert wird.

Die breit angelegte Bildung und Ausbildung heranwachsender Menschen muss Ziel des Gymnasiums sein. Allerdings sollten m.E. die bereits bestehenden Anstrengungen, der Orientierungslosigkeit eines Großteils der Absolventen durch umfassende Information über Berufsbilder und die konkreten Anforderungen des späteren Berufslebens entgegenzuwirken, weiter verstärkt werden. „Keine Ahnung“ als Standardantwort von Neunzehnjährigen auf die Frage nach seinem Berufswunsch halte ich für unzureichend.

„Arbeiten an Projekten im Team“ beschreibt wohl in knapper Form die grundlegende Arbeitsweise in Unternehmen. Wenngleich zahlreiche Maßnahmen zur Einübung von projektbezogener Teamarbeit in der Schule ergriffen wurden, bestimmt doch – nicht zuletzt aufgrund bestehender Prüfungsbestimmungen – individuelles Arbeiten und „Einzelkämpfertum“ weite Teile des schulischen Alltags. Verantwortungsvolles und effektives Arbeiten im Team entsteht in Prozessen, die Zeit benötigen, v.a. Wissen und Fähigkeiten bei den Teammitgliedern voraussetzen, soll der Fehlinterpretation „Team = Toll, ein anderer macht’s“ wirksam entgegengetreten werden.

Über die Bedeutung sog. Schlüsselqualifikationen ist in der Bildungsdiskussion der letzten Jahre bereits viel geschrieben worden. Neben der hohen Bedeutung von Fachkompetenz („Mittelmaß ist deutlich zu wenig“), Sozialkompetenz (Teamfähigkeit, Kommunikationsfähigkeit) und Methodenkompetenz halte ich im Bereich der Persönlichkeitsbildung die zwischenzeitlich verpönten Sekundärtugenden wie Pünktlichkeit, Höflichkeit, Zuverlässigkeit, Freundlichkeit, Fleiß, Arbeitsdisziplin, Flexibilität, Begeisterungsfähigkeit und Einsatzbereitschaft für sehr wichtig. Die in den Unternehmen vorausgesetzte Fähigkeit zu selbständigem und eigenverantwortlichem Handeln, die anhand verpflichtender Zielvereinbarungen überprüft wird, sollte bereits in der schulischen Ausbildung verstärkt gefördert und eingefordert werden.

Der Staat kann von modernen Unternehmen einiges lernen

Noch ein Wort zur persönlichen Entwicklung eines Lehrers während einer längerfristigen Tätigkeit in der Wirtschaft. Ich gebe unverhohlen zu, dass es mit großer Genugtuung erfüllt, sich in einem grundsätzlich fremden Umfeld mit hohen Ansprüchen erfolgreich bewährt zu haben, zumal als Mitglied eines Berufsstandes, der nach wie vor unter zahlreichen Klischees zu leiden hat und dem die Anerkennung für qualitativ hochwertige Arbeit in einem zunehmend schwierigeren Umfeld nicht selten versagt bleibt. Das ist bei einem Unternehmen wie BMW anders: Der gesellschaftliche Status der mittleren und oberen Führungskräfte ist hoch, für Erfolge wird intensiv gearbeitet, diese Arbeit wird allerdings auch entsprechend honoriert. Die Mitarbeiterzufriedenheit ist – erwiesenermaßen – entsprechend groß. Zugegeben: die Sicherheit eines Beamtenstatus auf Lebenszeit wiegt im direkten Vergleich Schule/Wirtschaft schwer, kann aber nicht als Allheilmittel gegen ständig steigende Belastungen im Lehrberuf missbraucht werden. Mir ist dabei durchaus bewusst, dass der Vergleich zwischen einer staatlichen Bildungseinrichtung und einem derzeit höchst erfolgreichen Unternehmen der freien Wirtschaft etwas hinkt, aber dennoch: Auf dem Feld der Mitarbeitermotivation kann der Staat von modernen Unternehmen einiges lernen. Die Ansatzpunkte sind übrigens nicht nur die jeweils gezahlten Monatsgehälter, auch die Gestaltung und Ausstattung des Arbeitsplatzes spielen hier eine wesentliche Rolle. Der unmittelbare Vergleich geht im Falle BMW jedenfalls eindeutig zugunsten der Wirtschaft aus.

Derzeit befinde ich mich in der sog. „Nachbetrieblichen Phase“ des Projektes, in der die Erfahrungen und Erkenntnisse der Projektteilnehmer, die als Multiplikatoren wirken, an den Schulen kommuniziert und das zwischen Schule und Wirtschaft etablierte Netzwerk gepflegt und weiter ausgebaut werden soll. Zielgruppe sind zunächst die Mitglieder des Lehrerkollegiums, v.a. aber die Schüler der Oberstufe, die in unmittelbarer Zukunft mit den Anforderungen der modernen Arbeitswelt konfrontiert sein werden. Die Palette der Informationen reicht von den Kriterien für eine erfolgversprechende Bewerbung, ein Vorstellungsgespräch oder auch Assessmentcenter bis hin zur Personalphilosophie eines sog. Global Players.

Stichwort „Netzwerk“: während der betrieblichen Phase hatten die Projektteilnehmer Gelegenheit, sich gegenseitig in ihren Unternehmen zu besuchen: Diese Firmenpräsentationen, die von den jeweils vor Ort tätigen Lehrern organisiert und koordiniert wurden, dürfen ohne Übertreibung als Highlights des Projektes gelten, ein Be-

such bei adidas in der heißen Phase der Fußballweltmeisterschaft im eigenen Land oder ein vertiefter Einblick in die Arbeit des Forschungs- und Ingenieurszentrums von BMW sind beeindruckend.

Neben der Multiplikatorentätigkeit haben sich alle Lehrer in der Wirtschaft für ein Jahr zur Bearbeitung eines Projektauftrags verpflichtet, der entweder von ministerieller Seite gestellt oder aber aus aktuellen Erfahrungen der Projektgruppe erwächst.

„Win-Win“-Situation

Die Projektgruppe V, der ich angehöre, befasst sich seit der Rückkehr in den Schuldienst im September 2006 mit der Einführung von Teamstrukturen an bayerischen Gymnasien auf der Basis eines systematischen Changemanagementprozesses“. Das Thema lohnt durchaus, ist aber – dies hat die eingehendere Beschäftigung mit der Materie gezeigt – dem Arbeitstitel entsprechend komplex und sorgt in Kombination mit der Vollzeitbeschäftigung am Gymnasium für gute Auslastung der beteiligten „Man-/Womanpower“. Die Ergebnisse dieses Denkprozesses sollen zu einem Leitfaden zusammengeführt werden, der allen Schulen zugänglich gemacht werden wird.

Wollte ich anhand des umfangreichen Materials und der Kalendereintragungen aus meinem Jahr in der Wirtschaft einen umfassenden Überblick zusammenstellen, dürfte diese als Kurzinformation geplante Darstellung zu einem romanhaften Gebilde anschwellen. Dies möchte ich tunlichst vermeiden, hoffe aber bei dem einen oder anderen Leser Interesse an weitergehender Information geweckt zu haben und stehe diesbezüglich gerne zur Verfügung.

Abschließend möchte ich nicht versäumen, allen beteiligten Institutionen, die mir die Teilnahme am Projekt „Lehrer in der Wirtschaft“ ermöglicht haben, herzlich zu danken, nicht zuletzt auch der Schulleitung, die entsprechendes Vertrauen in meine Person gesetzt und mich zur Teilnahme am Auswahlprozess ermutigt hat, aber auch den Kollegen/-innen, die während meiner Abwesenheit mit zusätzlichen Belastungen konfrontiert waren.

Die Frage, ob ich als Lehrer nochmals ein Jahr in der Wirtschaft absolvieren würde, kann ich mit einem klaren „Ja“ beantworten, denn – um es betriebswirtschaftlich auszudrücken: es ist für beide Seiten eine klare „Win-Win“-Situation, der „Return on invest“ stimmt, von den zahlreichen persönlichen Kontakten, die ich im Netzwerk knüpfen konnte, ganz zu schweigen.

Außerdem vermisse ich den gepanzerten Dienstwagen.

Eindrücke aus 13 Monaten Arbeitsaufenthalt in Dubai



Alois Huber, Dr. med., geb. in Freising 1956, Abitur am Dom-Gymnasium 1975, Studium der Humanmedizin an der LMU München, nach dem Staatsexamen wissenschaftlicher Assistent am Anatomischen Institut der Universität Würzburg, seit 1985 am Städt. Krankenhaus München Harlaching, dort Ausbildung zum Chirurg und Unfallchirurg, mittlerweile dort leitender Oberarzt in der Abteilung für Unfallchirurgie. Von Oktober 2005 bis November 2006 beurlaubt, in dieser Zeit Consultant and Acting Head of Ortho/Traumadepartment im Krankenhaus Dubai.

Man mag fragen, wie ein Münchner Arzt zu einer Tätigkeit in Dubai kommt. Die Antwort ist ganz einfach: In unserer Abteilung am Harlachinger Krankenhaus arbeitete einige Zeit ein Kollege aus Dubai, um die unfallchirurgische Facharzt Ausbildung zu absolvieren. Anfänglich hatte er mich ganz beiläufig gefragt, ob ich mir unter Umständen vorstellen könnte, mal bei ihnen in Dubai so für ein, zwei Jahre mitzuarbeiten. Auf so eine allgemein formulierte Frage antwortet man natürlich mit ja, ohne sich darüber konkret Gedanken zu machen. Nach der Facharztprüfung kehrte mein Kollege nach Dubai zurück. Im Februar 2004 lud er meinen Chef und mich für einige Tage zu sich nach Dubai ein, nur so, um uns die Stadt zu zeigen. Da wir weiterhin regen Kontakt hatten, größtenteils fachlicher Natur, formulierte er die Frage meines Engagements in Dubai immer konkreter.

Und nach entsprechender Organisation sagte ich für ein Jahr zu. Mein Kollege bat mich, im Herbst 2005 zu kommen,

da dann voraussichtlich auch das neue Trauma-Center, eine Spezialklinik für Unfallverletzte, eröffnet werde. Diese Klinik ist einem der wenigen staatlichen Krankenhäuser angeschlossen.

Dubai als Touristenparadies

So kam ich also nach Dubai. Es war schon damals als trendiges Urlaubsziel bekannt, in den Anzeigen der Zeitschriften gepriesen als exklusives exotisches Reiseland, wo südasiatische Spitzenköche den Gaumen kitzeln, arabische Hamams, paradiesische Bäderlandschaften und Ayurveda-Massagen den Körper verwöhnen, wo – gerade in europäischen Wintertagen – garantierter Sonnenschein die Haut wärmt und bräunt, und eine geradezu unglaubliche Anzahl von Angestellten jeden Wunsch von den Augen abliest. Tatsächlich besteht dort eine Luxushotellerie mit nahezu 40.000 Betten vor allem in Fünf-Sterne-Hotels. Dazu gibt es internationale Spitzenköche, sei sie arabisch-libanesisch, chinesisch, italienisch, japanisch usw.; kurz die Kochkunst der ganzen Welt ist im Angebot. Die Traumstrände sind karibisch designt, die Gartenanlagen, englisch oder französisch, künstlich bewässert und von einem Heer von Gärtnern getrimmt.

Damit es nicht langweilig wird, kann man vormittags in einer Shopping Mall nach dem Motto „Shop till you drop!“ einkaufen, nachmittags mit Geländewagen einen Ausflug in die Wüste über Sanddünen oder einen Kamelritt unternehmen, dann am Abend grillen, die Shisha (Wasserpfeife) rauchen im Beduinenzelt mit Bauchtanz (meist vorgeführt von einer echten Russin, da Bauchtanz auf der arabischen Halbinsel keine Tradition hat) und nach reichlichem Alkoholgenuss (der Tourist soll auf nichts Gewohntes verzichten) im klimatisierten Hotel ausschlafen. Wer noch die ursprüng-



Im Souk von Dubai

liche Stadt sehen will, dem seien die traditionellen Souks (Markt, Basar) empfohlen:

Eine unvorstellbare Menge an Schmuck im weltberühmten Goldsouk zwingt geradezu nach langem Handeln ein Souvenir zu erstehen, Der Gewürzsouk verführt zum Kauf exotischer Ingredienzien. Den Creek (Langgezogene Meeresszunge) in der Stadtmitte überquert man am besten mit den traditionellen Abras (schwere Holzboote), auf der anderen Seite erwartet dann einen der Textilsouk, und sollte kulturelles Interesse vorhanden sein, kann man im hervorragend ausgestatteten Dubai-Museum die Geschichte des Landes studieren. In diesem Viertel wird die noch vorhandene alte Bausubstanz liebevoll renoviert, die Zeugnis über das letzte Jahrhundert ablegt. Herz, was begehrt du mehr!

Im Jahr 2005 kamen bei steigender Ten-



Die Altstadt von Dubai

denz bereits ca. 5 Mio. Touristen nach Dubai. In Zukunft soll der Tourismus eine der drei wirtschaftlichen Säulen Dubais werden. Zusammen mit Handel und modernen Dienstleistungen, darunter auch Spitzenmedizin, um zahlungskräftigem Publikum aus den unmittelbaren Nachbarländern den weiten Weg in die medizinischen Zentren Nordamerikas und Europas zu ersparen, soll er die wirtschaftliche Grundlage der Stadt sichern. Die Einnahmen aus dem Ölgeschäft betragen mit sinkender Tendenz nur noch ca. 20% der Staatseinkünfte. Man rechnet mit der Erschöpfung der Ölvorräte in Dubai in 10-15 Jahren. Eine wirtschaftliche Neuorientierung muss also stattfinden.

Gesundheitswesen

Ein paar Bemerkungen zur Klinik. Das Krankenhaus stammt noch aus der Zeit der englischen Kolonialherrschaft. Erbaut wurde es Ende der 60er Jahre und war seinerzeit sicherlich ein vorbildliches Krankenhaus. Das zweistöckige Gebäude mit sich in quadratischer Grundstruktur kreuzenden Gängen war mit rund 400 Betten für die damalige Bevölkerung von



HERRMANN & WIEDENMANN

RECHTSANWÄLTE

München · Freising · Ulm



*Dr. Florian Herrmann,
LL.M. (Absolvia 1991)*



*Dr. Kai-Udo
Wiedenmann*



Robert Mayr



Ulrike Scholz



*Dr. Marcus Mey,
LL.M.*



*Barbara Wollstadt
FA für Familienrecht*

Wirtschaftsrecht
Gesellschaftsrecht
Arbeitsrecht
Vertragsrecht
Kapitalanlagerecht
Marken- und
Wettbewerbsrecht
Allgemeines Zivilrecht
Familienrecht
Erbrecht
Mietrecht
Strafrecht

Büro Freising: Münchner Straße 8 · 85354 Freising · Telefon 0 8161 / 53 86-90 · Fax -99
Büro München: Nussbaumstraße 8 · 80336 München · Telefon 089 / 54 54 78-70 · Fax -78
Büro Ulm: Hafenbad 11 · 89073 Ulm · Telefon 0731 / 14015-50 · Fax - 51

www.herrmann-wiedenmann.de

wenigen 10.000 Einwohnern eine fast luxuriöse Angelegenheit. Finanziert wurde es aus Staatsmitteln, wobei die Gesundheitsfürsorge für jeden Einwohner Dubais, sei er Einheimischer oder Fremder, frei war. Mittlerweile schon dreimal renoviert ist es inzwischen viel zu klein geworden, da auch der Neubau weiterer Krankenhäuser wesentlich langsamer vorangeht, als die Bevölkerung wächst. (zur Zeit ca. 1,5 Mio Einwohner). Das neue Trauma-Center wurde erst im September 2006 eröffnet, und das auch nur partiell wegen der üblichen Verzögerungen, wie man sie kennt, wenn die öffentliche Hand federführend ist. Dafür ist der Bau topmodern, und wenn alles richtig läuft, durchaus mit modernen europäischen Zentren vergleichbar. Nur leider schon wieder viel zu klein. Da Dubai derzeit geradezu explodiert, hinkt die Infrastruktur immer hinterher. Dieses Phänomen ist aus anderen schnell wachsenden Großstädten nur zu gut bekannt. Lieber baut man eine Shopping Mall oder das xte Hotel, denn da ist mit schneller Rendite zu rechnen,; mit öffentlichen Verkehrsmitteln (die Dubai-Metro wurde jetzt vor einem halben Jahr begonnen) oder Krankenhäusern macht man eh nur Verluste.

Kehren wir zum alten Krankenhaus zurück. Ich wurde dort sehr herzlich, geradezu überschwänglich freundlich aufgenommen. Die sprichwörtliche arabische Gastfreundschaft übertrifft alle Vorstellungen. Davon könnten wir Deutsche uns mal eine große Scheibe abschneiden... Das Team aus aller Herren Länder (die Ärzte aus Serbien, Libyen, Ägypten, Palästina, Jordanien, Irak, Pakistan, Indien, Sudan und natürlich den Emiraten, das restliche Personal überwiegend aus Indien und den Philippinen) riss sich förmlich darum, mir bei allem möglichen behilflich zu sein (Wohnung, Auto, Telefon, usw.) Nach kurzer Eingewöhnungsphase waren die Kollegen allesamt sehr aufgeschlossen, motiviert und dankbar, wenn man mit ihnen moderne Operationsverfahren durchführte. Alle waren bereits fertig ausgebildete Unfallchirurgen, technisch versiert, aber aus sehr unterschiedlichen Schulen stammend wie die Herkunftsländer zeigen (in Dubai gibt es noch keine Ausbildungsordnung, eine Facharztqualifizierung kann nur im Ausland erworben werden). In nur 3 großen und 2 kleinen Operationssälen werden nahezu alle Unfallpatienten Dubais versorgt. Bei einem Betrieb rund um die Uhr versorgen neben den Unfallchirurgen auch Bauchchirurgen, Gefäßchirurgen, Neurochirurgen, Kieferchirurgen, plastische Chirurgen und HNO-Ärzte die Opfer. In Dubai gibt es im Wesentlichen nur zwei Unfallmechanismen: road traffic accident und industrial accident. Der Verkehr ist ziemlich chaotisch (jeder fährt nach den Regeln seiner Heimat), und es

wird rund um die Uhr gebaut! So kommt es manchmal in der Klinik zu Engpässen: Platten, Nägel und Schrauben sind oft aus, (Hauptschwierigkeit ist die unglaublich langwierige Bestellprozedur) und freie Betten kaum vorhanden. Patienten mit unkomplizierten Frakturen müssen manchmal Tage bis zur Versorgung warten. Die reichlich vorhandene Privatklinik-Konkurrenz ist an Trauma-Fällen wenig interessiert, da die Unfallopfer meist mittellose Inder sind. Da die Kosten für die freie Gesundheitsfürsorge – wie man sich vorstellen kann – davongelaufen sind (Dubai wächst derzeit um fast 300.000 Einwohner pro Jahr!), musste sich der regierende Scheich vor 6 Jahren kurzerhand zur folgenden Reform entschließen: freie Fürsorge nur noch für Einheimische, alle anderen müssen privat zahlen. Besteht Lebensgefahr, übernimmt der Staat die Kosten, ist der Patient außer Lebensgefahr, muss er wieder selbst bezahlen. Was heißt das im Klartext? Für Einheimische ergab sich keine Änderung, und Europäer sind in der Regel über ihr Heimatland versichert. Was aber ist mit dem Gastarbeiterheer aus Indien, Pakistan, den Philippinen und den weiteren 150 Staaten? Eine Versicherung ist in deren Heimatländern meist unbekannt. Oft übernimmt der Arbeitgeber die Kosten, aber leider nicht immer. So kann es zu krassen Problemfällen kommen.

Gastarbeiter

Kurz als Beispiel seien die indischen Gastarbeiter aufgeführt. Die Hälfte der Bevölkerung Dubais sind Inder. In allen Beschäftigungssparten sind sie anzutreffen, hauptsächlich aber am Bau. Die Bauarbeiter, in der Regel Analphabeten (angeblich noch ca. 75% der Inder!), verdienen in Indien oft nicht mal einen US-Dollar pro Tag. In Dubai dagegen kann man das fünf- bis siebenfache auf der Baustelle verdienen. Um ins gelobte Land Dubai zu gelangen, muss man sich sog. Arbeitsvermittlern anvertrauen, die nichts anderes als illegale Schlepperbanden sind, die umgerechnet für ein Jahresgehalt, also ca. 2500 US-Dollar, die Einreise und den Job in Dubai ermöglichen. Dafür muss der arbeitswillige Inder in seinem Heimatland allen persönlichen Besitz verkaufen und verschuldet sich zusätzlich bei Verwandten und Bekannten. Ist er endlich in Dubai, lebt er bei freier Kost in einem Wüstencamp, im schlechtesten Fall ohne Klimaanlage, mit einer Dusche für 200 Mann, und teilt sich zum Schlafen eine Pritsche mit zwei Arbeitskollegen im 8-Stunden-Takt. Er hofft, fünf oder sechs Jahre zu arbeiten, um dann als gemachter Mann seinen bescheidenen Wohlstand in der Heimat genießen zu können. Stößt ihm jedoch ein ernster Unfall zu, und das vielleicht auch noch im ersten oder zweiten Jahr, ist sein Leben

meist ruiniert. Stürzt er z.B., was nicht selten ist, auf der Baustelle in die Tiefe und erleidet eine Querschnittlähmung, bleibt er arbeitsunfähig. Zwar zahlt sein Arbeitgeber (die sog. Company) die Kosten fürs Krankenhaus, aber eine weitere Sozialversicherung gibt es für ihn nicht. Er wird so schnell wie möglich abgeschoben. Ihm bleibt nur die Karriere als Bettler in den Großstädten, denn würde er zu Hause auftauchen, brächte ihn u.U. seine eigene Verwandtschaft um, da er ihnen viel Geld schuldet.

Auf diese offensichtlichen Missstände angesprochen, ist die Regierung natürlich inzwischen bemüht, ein Versicherungssystem aufzubauen. Internationale Konzerne sind bereits beauftragt. Die Company's sollen verpflichtet werden, jeden Mitarbeiter zu versichern. Dann wird's aber auch teurer. Also baut man erstmal weiter. Und da 100 weitere Inder freiwillig die Stelle des Verunglückten einnehmen wollen, besteht kein unmittelbarer Handlungsbedarf. So wird sich auch die Lösung dieses Problems verzögern.

Globalisierung

Dubai ist eine Boomtown und erinnert an die einstigen Goldgräberstädte. Die Wirtschaft floriert, Firmen aus aller Welt versuchen dort Aufträge ans Land zu ziehen. Internationale Baukonsortien ziehen derzeit etwa 300 Hochhäuser gleichzeitig in den Wüstenhimmel, die Niederländer als große Dammbauer schütten den arabischen Golf für die künstliche Insel, die Form einer Dattelpalme hat (JumeiraPalm) und das World-Projekt, eine Inselgruppe, die aus der Luft betrachtet die Weltkarte abbildet, zu. Das höchste Hochhaus der Welt, der Burj Dubai, wächst derzeit pro Woche um 2 Stockwerke, der größte Verkehrsflughafen der Welt mit 6 parallelen Startbahnen wartet auf den ersten Spatenstich, für die weltgrößte Einkaufsmall sind die Pläne in der Schublade, zwei weitere Palminseln sind im Bau.



Modernes Dubai

Der Hang zum Superlativ ist richtig zwanghaft. Sieht man die Pläne für das größte Vergnügungszentrum der Welt (analog zu Disneyland Dubailand genannt) scheint es offenbar keine Grenzen zu geben. Dubai

ist eine moneylaundry, angeblich die größte Geldwaschanlage der Welt (wieder ein Superlativ!). Es fragt niemand, woher das Geld kommt. Jeder kann investieren. Hat man Geld aus zweifelhaften Quellen, kauft man Immobilien und verkauft sie in zwei Jahren wieder- und das Geld ist sauber.

In Dubai ist ein Prozess in Gang gesetzt worden, der nicht mehr zu bremsen ist. Wie eine einmal gezündete Rakete, die solange läuft, bis sie ausgebrannt ist. Die Entwicklung wird vor allem von den Einheimischen sehr kritisch gesehen. Niemand weiß, wo es hinführen soll. Viele prophezeien den baldigen Untergang. Andere vergleichen Dubai mit Las Vegas: auch eine Stadt in der Wüste, die aber immer noch floriert. Das exzessive Wachstum bringt viele Probleme mit sich, die man aus schnell wachsenden Metropolen kennt, nämlich Verkehrschaos, hohe Teuerungs-raten, Abfallbeseitigung und viele andere Umweltprobleme. Fahren erst einmal die geplanten 200 Fährverbindungen täglich zur „World“, sind die Traumstrände bald passé. Durch immer höheren Wasserverbrauch und damit leistungsfähigere Entsalzungsanlagen steigt der Salzgehalt des persischen Golfes an, ein Artensterben kann die Folge sein. Bereits jetzt haben die Emirate im Energieverbrauch pro Kopf die Nordamerikaner überflügelt. Wer kann es Ihnen verdenken? Imitiert man doch nur die Lebensweise der Europäer und Nordamerikaner. Im Jahr 2010 rechnet man mit fünf Millionen Einwohnern. Der Anteil der Einheimischen wird auf ca. 3% (derzeit rund 10%) schrumpfen. Bleibt ihnen und dem Scheich die politische Macht erhalten? Der Westen fordert zunehmend eine Demokratisierung. Warum aber sollten die Einheimischen Ihre Staatsform ändern, die über Jahrhunderte funktioniert hat?

Die einheimische Bevölkerung

Wer wissen will, wie es hier vor 60 Jahren ausgesehen hat, dem seien die Reiseberichte Wilfred Thesigers empfohlen: Die Brunnen der Wüste. Er bereiste damals die arabische Halbinsel und besuchte auch Abu Dhabi und Dubai.

Die einheimische Bevölkerung wurde geradezu ins 21. Jahrhundert hineinkatapultiert. Waren sie vor 50 Jahren noch als Halbnomaden durch die Wüste gezogen, oft barfuß mit der Karawane, bewohnt heute jede Familie ein luxuriöses Anwesen mit hightech Kühlschrank, big screen Fernseher, Klimaanlage, und in der Garage stehen zur Freude von Mercedes, Audi und BMW Luxuslimousinen. Als in den späten 60er Jahren Öl entdeckt wurde, pries man Allah, er würde sich des arabischen Volkes erbarmen und ihm ein großes Geschenk machen. 1971 wurden die Emirate ge-

gründet unter der Führung von Abu Dhabi, das auch noch geradezu unermessliche Ölvorräte hat. In der Folge hat dann die sog. Erste Welt hier allen – fast möchte ich sagen – Zivilisationsmüll abgeladen. Ein jeder hat alle Konsumgüter dieser Welt, alle sitzen vor dem Fernseher, verfolgen mit wachsender Begeisterung die Champions League, und keiner setzt mehr einen Fuß vor den anderen.



Computervision des künftigen Dubai

Die Folgen sind unübersehbar. Waren noch alle vor 3 Generationen drahtig und schlank, sind heute viele übergewichtig. Ein großer Prozentsatz der Einheimischen leidet an Bluthochdruck, fast ebensoviele entwickeln einen Diabetes. Die Tendenz ist leider steigend. Die Zivilisationskrankheiten sind auf dem Vormarsch. Umfangreiche Gesundheitsprogramme wurden gestartet. Die entstehende amerikanisch anmutende Großstadt, die Überzahl der Fremden lässt kaum noch Platz für die eigenen Traditionen. Manche fürchten um das Überleben der einheimischen arabischen Kultur.

Gastlichkeit

Ich hatte die außergewöhnliche Ehre, oft im Kreise arabischer Familien aufgenommen zu werden, zum Beispiel zum Mittagessen am Freitag. Nach dem großen Mittagsgeset in der Moschee (entspricht etwa in seiner Bedeutung einer Sonntagsmesse hier) treffen sich die Mitglieder der Großfamilie und eingeladene Freunde beim Familienvorstand, Männer und Frauen separat, die Kinder bei den Frauen. Ab ca. 12 Jahre schließen sich die Jungen den Männern an. Man trifft sich in einer Art Wohnzimmer, einem großen Raum ringsum mit Sofas und kleinen Tische davor möbliert und oft mit typischen arabische Kalligraphien an

der Wand. Es kamen manchmal bis zu 40 Männer. Man spricht und diskutiert über alles. Mit den nicht-arabischen Gästen spricht man Englisch, das hier jeder ab der ersten Klasse Grundschule lernt. Kommt ein neuer Gast, stehen alle auf, jeder wird mit Handschlag begrüßt. Um das Familienoberhaupt scharen sich respektvoll die ältesten Söhne. Sind alle versammelt, wird zum Mittags-

tisch gebeten. Die Tafel biegt sich regelrecht unter den verschiedenen Speisen (arabische und internationale Gerichte), die man – für Europäer vielleicht unvorstellbar alle zusammen gemischt mit oft enormer Geschwindigkeit isst. Viele essen noch traditionell mit der rechten Hand. Danach gibt es im Wohnzimmer Gespräche und Spiele bei Kaffee, Tee, Datteln und Obst. Erwachsene spielen mit den Kindern, man unterhält sich über die Familie und über Politik. Und auch wenn hier bei uns manchmal über die arabische Welt anders gedacht wird, sind die Leute dort eigentlich nur um den Frieden besorgt und sehr daran interessiert, von anwesenden Fremden wie mir deren Meinung über Dubai und den Islam zu erfahren. Manchmal kommt man sich sehr ungebildet vor, weil einem klar wird, wie wenig wir von ihrer Welt wissen, wobei sie uns in einem voraus sind: sie kennen sich in unserer Welt bestens aus.

Hier muss ich ergänzen, dass mir der Frauenteil der Familien verborgen blieb, aber meine Frau wurde herzlichst vom Frauenkreis angenommen und konnte einen tieferen Einblick in das Familienleben gewinnen.

Und wir sind uns einig; Eine solche Gastfreundschaft und Toleranz hätten wir vielleicht anderswo nicht erfahren.

Fazit

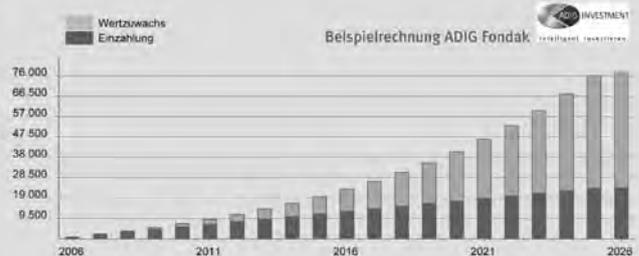
Zurück zum neuen Trauma-Center. Ich konnte die partielle Eröffnung im September 2006 noch miterleben. Das Accident-emergency department, eine Krankenstation und die Intensivstation (modernster internationaler Standard!), wurden eröffnet. Noch nicht eröffnet worden sind leider die sechs neuen Operationssäle wegen technischer Schwierigkeiten mit Lüftungsanlagen usw. Wenn sie einmal in Betrieb sind, lösen sich kurzfristig die Engpässe im Krankenhaus. Um langfristig eine adä-

quate unfallchirurgische Versorgung gewährleisten zu können, könnte Dubai über die Stadt verteilt mindestens vier solcher Zentren brauchen.

Seit November letzten Jahres bin ich wieder in München in alter Stellung, am alten Ort und in den alten Niederungen des dauerreformierten deutschen Gesundheitswesens. Zuvor wurde mir in Dubai eine gigantische Abschiedsfeier zelebriert mit rührenden Abschieds- und Dankesreden und der Beteuerung, ich werde jederzeit in Dubai willkommen sein. Ich konnte viel lernen, nicht nur medizinisch, sondern

auch kulturell und gesellschaftspolitisch. Im Gegensatz zu Deutschland lebt man in Dubai in einer wirklich multikulturellen Gesellschaft, zwar mit großen sozialen Unterschieden, jedoch (noch) äußerst friedlich. Durch meinen einheimischen Kollegen bekam ich einen tiefen Einblick in die arabische Gesellschaft, was vielleicht nicht so vielen Fremden zuteil wird. Natürlich werde ich weiterhin in engem Kontakt mit der dortigen Klinik stehen, vielleicht ergibt sich eine dauerhafte Zusammenarbeit zwischen München und Dubai. Man wird's sehen, so Gott will. Inshallah.

Fonds-Sparpläne zahlen sich aus.



Intelligent, systematisch und flexibel ein Vermögen aufbauen.

Denn die Zukunft beginnt jetzt!

SPERRER
PRIVATBANK

Die Privatbank sagt: „Willkommen!“

3 x in Freising · 1 x in Moosburg · www.sperrer.de

Japan – Tradition trifft Technik



Dr. Markus Tièschky, Abiturjahrgang 1991, Studium der Humanmedizin 1992-1999, tätig als Arzt im Praktikum 1999-2000, als wissenschaftlicher Assistent (Fachbereich Anatomie) an der LMU 2001-2002 und in der Pharmaindustrie 2002-2004. Seit Sommer 2004 selbständiger medizinischer Gutachter im Bereich Verkehrsmedizin.



Fahrzeug mit Manga-Motiv

Meinen ersten Kontakt mit der japanischen Kultur hatte ich während des Studiums durch das regelmäßige Lesen von Mangas: die japanischen Comics, die von der falschen Seite her aufgeschlagen werden, bei Jugendlichen immer beliebter sind und mit denen die meisten Erwachsenen wenig anfangen können. Ich war sofort fasziniert von der ungewohnten Symbolik und den fremdartigen kulturellen Elementen und fing an, mich intensiver damit auseinanderzusetzen. Über das Internet lernte ich andere Japan-Interessierte kennen, und drei Jahre später flog ich endlich zum ersten Mal mit einer kleinen

Reisegruppe nach Tokio. Seither mache ich mindestens ein Mal pro Jahr Urlaub im „Land der aufgehenden Sonne“.

„Aber warum ausgerechnet Japan?“ werde ich oft gefragt – fast so, als wäre ein Besuch dort so unvorstellbar wie eine Reise zum Mars. Die meisten Leute scheinen sich damit zufrieden zu geben, was man von der Landeskultur zu kennen glaubt: undurchdringliche Höflichkeit, Samurai und Geisha, Kimono, Ikebana, Origami, Harakiri, Karate, Futon, Mikado, Karaoke, Unterhaltungselektronik und Computerspiele.



Einkaufsstraße

Wer mit diesem „Allgemeinwissen“ zum ersten Mal nach Japan kommt, wird viel Neues zu lernen haben: Dass Japaner auch unfreundlich sein können (besonders auf dem Nachhauseweg, wenn man ihnen auf dem Bahnsteig im Weg steht); dass der weltberühmte Berg nicht Fudschijama heißt, sondern einfach Fuji; dass man mit der beleidigenden Bezeichnung „Harakiri“ für den früheren japanischen Ehrentod, der in Wirklichkeit „Seppuku“ genannt wurde, böse ins Fettnäpfchen treten kann; dass Futons nicht Bettgestelle ohne Aufsatz sind, wie in heimischen Möbelhäusern angeboten, sondern flache Matratzen, die tagsüber im Schrank lagern und abends auf dem Fußboden ausgerollt werden.

Japan hält einerseits an uralten Traditionen fest und ist andererseits das technisch fortschrittlichste Land der Welt – und schafft es irgendwie, diesen Gegensatz unter einen Hut zu bringen. In jeder Einkaufsstraße findet sich zwischen Elektronikshops und Fastfood-Restaurants ein kleiner buddhistischer Tempel oder ein Shinto-Schrein, der von Leuten jeden Alters, oft voll gepackt mit Einkaufsstüten, für ein kurzes Gebet genutzt wird. Umgekehrt halten japanische UNESCO-Weltkulturerbestätten schon mal als Bühnen für Rockkonzerte her, und viele historische Sehenswürdigkeiten sind mit modernster Multimedialechnik ausgestattet. Japaner sind neuen technischen Entwicklungen

und Spielereien gegenüber aufgeschlossen wie kaum ein anderes Volk auf der Welt, bestehen aber gleichzeitig darauf, dass ihre menschenähnlichen Roboter höfliche Umgangsformen zeigen. Wer diese Eigentümlichkeiten nicht belächelt, sondern einfach akzeptiert, hat bereits einen ersten Schritt zum besseren Verständnis der japanischen Denkweise getan.



Shinkansen

Japan ist ein Inselstaat aus über 3000 Inseln. Die vier größten – Hokkaido im Norden, Honshu in der Mitte und Kyushu und Shikoku im Süden – bilden das so genannte „Kernland“. Da die Inseln überwiegend gebirgig und im Inneren schwer zugänglich sind, sammeln sich die Menschen hauptsächlich in den Küstenregionen und den Ebenen. In der Kanto-Ebene ist nach dem Zweiten Weltkrieg durch das rasche Wachstum der Städte Tokio, Yokohama und Kawasaki das größte zusammenhängende Stadtgebiet der Erde mit über 35 Millionen Einwohnern entstanden. So viel Nähe erfordert vom Einzelnen strenge Disziplin: Großstadt-Japaner bilden im Berufsalltag eine homogene Menschenmasse. Jede Form von individuellem Verhalten würde Sand ins Getriebe von jahrzehntelang perfektionierten Bewegungsabläufen streuen, bei denen S-Bahnen zentimetergenau an den Bahnsteigen halten und landesweite Schnellzüge auf die Sekunde pünktlich sind (Bundesbahn-Manager könnten sich da ruhig mal ein bisschen was anschauen). Da beispielsweise alleine der Tokioter Shinjuku-Bahnhof von drei bis



Torii vor der Insel Miyajima

vier Millionen Passagieren pro Tag(!) genutzt wird, würde selbst die kleinste Störung für diesen größten innerstädtischen Bahnhof der Welt verheerende Folgen nach sich ziehen.



Goldener Pavillon in Kyoto

Nach Einbruch der Dunkelheit auf der obersten Aussichtsplattform des Tokyo Tower zu stehen und in jeder Richtung bis zum Horizont ein endloses beleuchtetes Häusermeer zu sehen, ist für mich jedes

Mal ein umwerfendes Erlebnis. Das größte für mich vorstellbare Kontrastprogramm ist die direkt vor Hiroshima gelegene Insel Miyajima mit ihrem Shinto-Schrein und dem davor im Wasser stehenden großen Tor, von deren Gipfel man zusammen mit frechen Affen eine unwirklich schöne Aus-



Burg Himeji

sicht auf das japanische Inlandmeer hat. Und nach einem Hightech-Shopping in Osaka gibt es nichts Schöneres als eine

Besichtigung der traditionellen Stadtviertel im benachbarten Kyoto – oder doch lieber die strahlend weiße Shogun-Burg in Himeji, oder die prachtvoll-überladenen Tempel und Schreine von Nikko? Und das sind gerade mal einige der Sehenswürdigkeiten im Süden der Insel Honshu!

Ich werde den Mangas auch weiterhin treu bleiben. Bei jedem Japanaufenthalt besuche ich Studios und treffe mich mit Regisseuren und Zeichnern. Hierzulande arbeite ich in meiner Freizeit mit deutschen Firmen und Verlagen zusammen und engagiere mich in der Verbreitung von japanischer Populärkultur. Vielleicht kann ich so ein wenig dazu beitragen, bei dem einen oder anderen die Neugier auf ein Land zu wecken, das man nicht mit einem einzelnen Aufenthalt abhaken kann, sondern das fortwährend neue und überraschende Eindrücke offenbart. Und in dem eigentlich alles so ist wie bei uns – nur ein bisschen anders.

HypoVereinsbank
in Freising
Untere Hauptstraße 5
Telefon 08161 497-237

Neue Bankverbindung gefällig?

Wechseln Sie zu einer Bank, die sich um Ihre Details kümmert. Wir beraten Sie in allen Geldangelegenheiten und bieten Ihnen das umfassende Angebot einer Großbank. Schauen Sie mal rein und lassen Sie sich überzeugen.

Wir freuen uns auf Sie.

HypoVereinsbank

Member of

UniCredit Group

„Die Sonne schickt uns keine Rechnung“ (Franz Alt)

Hans Mayer, Abiturjahrgang 1976, Bundeswehr, Studium des allgemeinen Maschinenbaus an der Technischen Universität München. Diplomarbeit bei Matra Deutschland, 1985-2003 Tätigkeit in verschiedenen Unternehmensbereichen bei der Siemens AG; seit 2004 Betreiber eines eigenen Solarkraftwerks auf dem eigenen landwirtschaftlichen Betrieb, ab 2006 Projektentechniker von Photovoltaikanlagen.

Starkes Engagement in der Kommunalpolitik (Gemeinderat in Neufahrn seit 1992, gegenwärtig zugleich kommunaler Umwelt- und Flughafenreferent); Verankerung im örtlichen Vereinsleben (z.B. Vorsitzender der Feuerwehr); in dieser Funktion 2004/05 Intermezzo als Mit-Bauherr des neuen Feuerwehrhauses mit Bürgerhaus in Mintraching.

Module auf unseren Dächern

Auf einer Solar-Veranstaltung der Industrie- und Handelskammer München fragte ich einen Teilnehmer, wie er denn eigentlich zu dieser neuen Thematik gekommen sei. Ganz einfach und doch ganz ungewöhnlich, meinte dieser, der nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Kalifornien nach Bayern zurückgekommen war:

Das Land selber habe sich kaum verändert, allerdings seien ihm viele neue Gebäude aufgefallen, oder es waren doch nur die alten gewesen, die sich in einem auffallend neuen „Outfit“ zeigten: Viele der Gebäude-Dächer, merklich mehr als in seiner zeitweiligen Wahlheimat Kalifornien, seien nämlich nun mit Photovoltaikmodulen bedeckt. Von dieser Veränderung beeindruckt wollte mein Gesprächspartner jetzt mehr über eine Technik erfahren, in der Deutschland und insbesondere Bayern offensichtlich selbst einem Land wie Kalifornien, das doch gemeinhin ein Sinnbild für Zukunft darstellt, um einige Jahre voraus sei.

Er wollte mehr wissen über eine Technik, die auch mich immer mehr in ihren Bann zieht und die auch mir noch vor wenigen Jahren ungewohnt und neu war.

Ist sie nun wirklich so neu, diese Photovoltaik mit dem eher futuristisch klingenden, aber (wie alle Umfragen belegen) stets positiv besetzten Namen?

Eine kleine Geschichte der Photovoltaik

Unter Photovoltaik versteht man die Umwandlung der Strahlungsenergie der Sonne in elektrische Energie. Der Name setzt sich zusammen aus den Bestandteilen

Photos - dem griechischen Wort für Licht - und Volta - nach Alessandro Volta, einem italienischen Pionier der Elektrotechnik. Die Geschichte der Photovoltaik begann bereits 1839, ja, so alt ist die Idee bereits, als Alexandre Becquerel, seit der Tschernobyl-Katastrophe bekannter als Namensgeber des radioaktiven Zerfalls, den photoelektrischen Effekt entdeckte.

Weitere Meilensteine der Entwicklung, an der über ein halbes Jahrhundert mehrere Wissenschaftler beteiligt waren (unter anderem Albert Einstein), betrafen den Nachweis des Photoeffektes bei Metallkristallen, grundlegende Untersuchungen zur Lichtquantenhypothese und die Entwicklung von Verfahren zur Herstellung monokristalliner Materialien. Im Übrigen wissen wahrscheinlich nur wenige, dass Einstein seinen Physik-Nobelpreis 1921 nicht für die Relativitätstheorie erhalten hat, sondern für seine Erklärung des photoelektrischen Effekts.

Mit der Produktion der ersten Siliziumzellen Anfang der fünfziger Jahre in den Vereinigten Staaten wurden schließlich die Voraussetzungen dafür geschaffen, dass mit Beginn des Raumfahrtzeitalters Solarzellen in der Energieversorgung von Weltraum-Satelliten eingesetzt werden können.

Der Sprung von dieser Nischentechnik in den Breitereinsatz gelang nicht zuletzt durch tatkräftige Mithilfe der deutschen Politik. Als Meilensteine dieser Entwicklung sind dabei das Stromeinspeisegesetz von 1991 als auch das Erneuerbare-Energien-Gesetz von 2000 (und dessen Novelle von 2004) zu nennen, in denen die verpflichtende Einspeisung des erzeugten elektrischen Stroms in die Verbundnetze der Energieversorger geregelt wurde.

Man sieht, dass interessanterweise sowohl während der „schwarzen“ Regierungszeit Helmut Kohls als auch während der „rot-grünen“ Kanzlerschaft unter Gerhard Schröder, also unabhängig von der gerade herrschenden politischen Richtung, in Deutschland tragfähige Fundamente im Sinne der Photovoltaik gelegt wurden.

Neugierig geworden?

Wie funktioniert nun die oben erwähnte „Umwandlung der Strahlungsenergie der Sonne in elektrische Energie“? Gestatten wir uns einen kleinen Ausflug in die Lichtquantenhypothese Einsteins, in der auch der Begriff Photon geprägt wurde: Photonen sind demnach in der Lage, Elektronen gewissermaßen aus der Umlaufbahn

zu werfen, ähnlich wie ein Satellit durch Beschleunigung aus dem Orbit katapultiert wird. Ein Siliziumatom – andere Halbleiter funktionieren nach dem gleichen Prinzip – hat auf seiner äußeren Schale vier Elektronen. Wird nun eines davon durch einen Lichtquant, ein Photon, getroffen, so wird es auf ein höheres Energieniveau gehoben und löst sich (ähnlich wie der Satellit) durch Beschleunigung aus seiner Bahn. Es entsteht ein „Elektronenloch“ und damit ein positiv geladenes Atom und ein negativ geladenes freies Elektron (Abb.1).

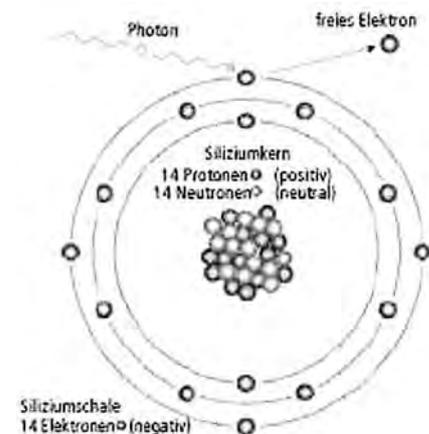


Abb. 1: Lösen eines Elektrons aus dem Siliziumatom durch Photonenbeschuss

Um nun dieser Bewegung eine Richtung vorzugeben, werden die eigentlich hochreinen Siliziumscheiben gezielt verunreinigt („dotiert“), eine Vorgehensweise, die vielen Lesern von elektronischen Bauelementen (z.B. Transistoren) bekannt sein dürfte: In die obere, der Sonne zugewandten Schicht werden dabei Phosphor-Atome mit einem Elektron mehr, in die untere Schicht Bor-Atome mit einem Elektron weniger eingebracht. Somit bildet sich an der Vorderseite („Sonnenseite“) der Zelle ein Minuspol, an der Rückseite ein Pluspol. Zur Optimierung des Lichtausbeute wird die Vorderseite zusätzlich mit einer Antireflexschicht versehen.

Treffen nun Photonen bzw. Lichtquanten auf die Siliziumzelle, so lösen sich, wie beschrieben, Elektronen aus den Siliziumatomen und wandern zum Minuspol. Die positiv geladenen Elektronenlöcher bewegen sich zum Pluspol – und an der Solarzelle liegt Spannung an.

Nun braucht es nur noch zwei spezifische Metallkontakte (Elektroden), um den Strom abzunehmen, und fertig ist die Solarzelle, immer vorausgesetzt es scheint die Sonne (Abb.2).

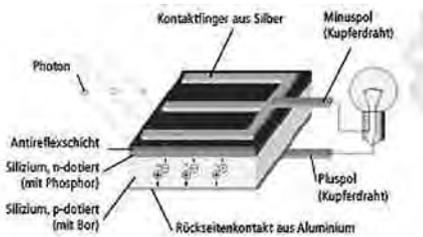


Abb. 2: Prinzip einer pn-dotierten Solarzelle

Von der Solarzelle zur PV-Anlage

Eine Photovoltaikanlage besteht im Wesentlichen aus Solarmodulen mit der nötigen Unterkonstruktion, vielen Kabeln, einem sogenannten Wechselrichter und dem Einspeisezähler. Das Zusammenspiel der einzelnen Elemente ist eigentlich ganz logisch und relativ einfach nachvollziehbar:

Eine wie oben beschriebene einzelne Solarzelle würde nur eine geringe Spannung von unter einem Volt liefern. Um höhere Spannungen zu erreichen, werden mehrere Solarzellen in Reihe geschaltet und zu einem Solarmodul zusammengepackt. Die Anzahl der zusammengeschalteten Zellen und damit die Größe der einzelnen Solarmodule wird letztendlich auch von der Handierbarkeit bestimmt, muss man doch die einzelnen Module auf einem Dach auch platzieren und montieren können. Alle miteinander in Reihe oder parallel verschalteten Module bilden den Solargenerator. Dieser Generator ist das eigentliche Kernstück der Photovoltaikanlage, das, wie beschrieben, aus solarer Energie elektrische in Form von Gleichspannung erzeugt. (siehe Bildelement 2 in Abb. 3).

Ihre Befestigung auf dem Gebäudedach erhalten die Solarmodule über eine geeignete mechanische Unterkonstruktion, von der höchste statische Beständigkeit erwartet wird, soll doch ein Solargenerator 20 und mehr Jahre ohne Probleme auf dem Dach verbleiben. Bei den dafür verwendeten Materialien handelt es sich deshalb durchwegs um Edelstahl oder Aluminium.

Eine nicht ermüdende lange Lebensdauer ist das A und O der Rendite einer Solaranlage. Selbstredend ist es auch, dass an die Auswahl der Verbindungsleitungen höchste Qualitätskriterien zu richten sind. Hier am Material oder an den geeigneten Querschnitten zu sparen wäre geradezu fährlässig angesichts des verschwindend geringen Anteils der Kabelkosten an den Gesamtkosten.

Das elektrotechnische Kernstück einer Photovoltaikanlage liegt im Wechselrichter. Dieser hat bei netzgekoppelten Anlagen (und nur von solchen sprechen wir

im Breitereinsatz) die Aufgabe, die in den Solarmodulen erzeugte Gleichspannung in Wechselspannung umzuwandeln und in das 230 V Niederspannungsnetz einzuspeisen. (siehe Bildelement 3 in Abb. 3).

Da die erzeugte Spannung zu jeder Tages- und Jahreszeit, aber auch bei jedem Bewölkungsgrad, immer in der vom Netz des Energieversorgers erforderlichen Frequenz eingespeist werden muss, sind an den Wechselrichter sehr hohe Daueranforderungen zu stellen. Er ist folglich auch das einzige Teilelement einer PV-Anlage, das aller Wahrscheinlichkeit nach nicht 30 Jahre halten wird, sondern nach ca. 10 Jahren ausgetauscht werden muss.

Am Ende der Prozesskette steht der Einspeisezähler, der die Schnittstelle zum örtlichen Energieversorger darstellt (siehe Bildelement 4 in Abb. 3).



Abb. 3: Elemente einer Photovoltaik-Anlage

Für mich ist dieser Zähler das schönste Element einer Photovoltaikanlage, ist es doch immer gut anzuschauen, wenn der Zähler quasi „rückwärts“ läuft, man also keinen Strom verbraucht, sondern erzeugt. Jeder Besitzer einer PV-Anlage kennt das angenehme Gefühl, das eigene Kraftwerk auf dem Dach zu haben. Vielleicht rege ich mit diesen Zeilen zum Nachmachen an, vorausgesetzt man verfügt über ein geeignetes Dach.

Lebensdauer

Ich habe oben mehrfach erwähnt, dass ein sehr wichtiges Kriterium für Solarmodule und wesentlicher Anhaltspunkt für ihre Güte natürlich ihre Lebensdauer ist, objektiv bewertbar in den beiden Zertifikaten IEC 61215 (für kristalline Zellen) und IEC 61646 (für amorphe Zellen), wobei IEC für das internationale elektrotechnische Normungsgremium, der International Electrotechnical Commission steht. Diese Zertifikate belegen, dass die Module Prüfungen unter simulierten Wettersituationen standgehalten haben. Während des Prüfverfahrens werden die Module dabei unter

Normbedingungen UV-Licht, Temperaturstreß, Nässe, Hagelschlag und Winddruck ausgesetzt. Module, die diesen Test bestehen, werden mit hoher Wahrscheinlichkeit 20 Jahre und länger zuverlässig arbeiten.

Photovoltaik in Zahlen

Meinem Gesprächspartner auf der IHK-Veranstaltung fiel es wegen seiner längeren Abwesenheit von Deutschland auf, aber auch dem Leser rund um Freising dürfte es längst aufgefallen sein, dass immer mehr Dächer mit diesen etwas futuristisch anmutenden Modulen bedeckt sind. Was bedeutet dies nun in absoluten Zahlen, zumal man auch immer wieder kritische Artikel zur Photovoltaik lesen kann, in denen von einem nur marginalen Anteil dieser Technik an der Energieversorgung die Rede ist?

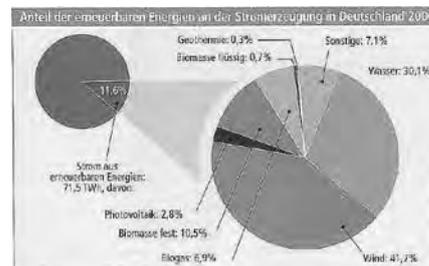


Abb. 4: Anteil der erneuerbaren Energien 2006

Wir haben in Deutschland einen Stromverbrauch von 600 TWh (Terawattstunden), das entspricht 600 Milliarden kWh (siehe Abb. 4), wovon 2006 bereits ca. 11,5 % aus erneuerbaren Energien produziert wurden. Die Photovoltaik hat davon wiederum einen Anteil von ca. 3 %. Nur so wenig, wird man sich fragen, und absolut und für das Jahr 2006 mag das auch noch zutreffend sein, doch wir stehen erst am Anfang einer gewaltigen Entwicklung. Wenn man beachtet, dass die Steigerungsraten in der Photovoltaik seit Jahren bei 40-50 % liegen, so sind diese Zahlen schon rein mathematisch ganz anders zu bewerten, denn entscheidend für die zukünftige Entwicklung ist die Dynamik des Marktes (Abb. 5). Auch wird die Zielmarke für Photovoltaik niemals bei 100 % der gesamten Stromerzeugung liegen. Realistische Schätzungen gehen für das Jahr 2050 von ca. 20 – 30 % PV-Anteil aus im Gesamtkontext einer sinnvollen Mischung aus 100 % regenerativen Energiequellen. Das ist sehr viel, wenn man bedenkt, dass auch die vermeintlich unverzichtbare Kernkraft in Deutschland gerade mal mit knappen 30 % an der Stromerzeugung beteiligt ist.

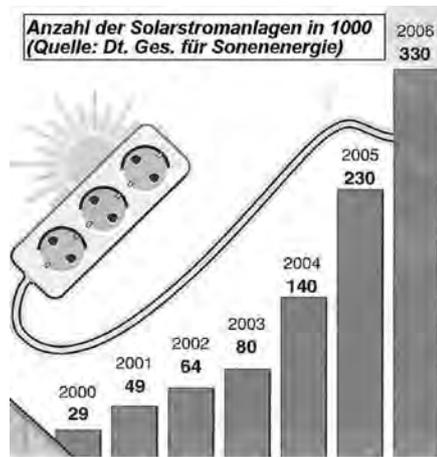


Abb. 5: Installierte PV-Anlagen in Deutschland

Bayern vorn

Was den erreichten Anteil der Photovoltaik an der Stromerzeugung betrifft, so sei stolzer Blick auf den weißblauen Freistaat geworfen. Die Augen des wachen Beobachters täuschen sich nicht, auch der kalifornischen Besucher lag richtig, denn mit großem Abstand werden doch tatsächlich seit drei Jahren in Bayern mehr Photovoltaikanlagen installiert als in jeder anderen Region der Welt. 2006 z.B. wurden hier mehr Solarstromanlagen angebracht als in den USA und Japan zusammen!

So ist es nicht ganz verwunderlich, dass die Photovoltaik in Bayern inzwischen bereits mit einem Prozent zur gesamten Stromerzeugung beiträgt! Pro Kopf umgerechnet bedeutet dies ein 70-Watt-Modul für jeden Bewohner Bayerns, was dreimal höher als der Bundesdurchschnitt ist.

Dies musste natürlich gefeiert werden, und so wurde am Ende der bedeutenden Photovoltaic Technology Show Europe, einer der wichtigsten Fachveranstaltungen zu diesem Thema, die Anfang April 2007 wieder in München stattfand, zur sog. Ein-Prozent-Party geladen. Noch vor wenigen Jahren hielten es selbst PV-Begeisterte für unmöglich, eine solche Messlatte in so kurzer Zeit zu erreichen. So war es eigentlich selbstverständlich, dass auf dieser Veranstaltung bereits zur 10-Prozent-Party in wenigen Jahren geladen wurde.

**„Öl und Kohle mögen andere
verheizen, du glückliches Bayern,
nutze die Sonne“**

*(Carbonem oleumque urant alii, tu felix
Bavaria carpe solem)*

Sind „wir in Bayern“ nun unserer Zeit voraus, sind wir um soviel besser als die anderen Bundesländer? Nun, zur Ehrenrettung des übrigen Deutschland müssen wir

einen Blick auf die offizielle Globalstrahlungskarte des Deutschen Wetterdienstes werfen (Abb. 6):

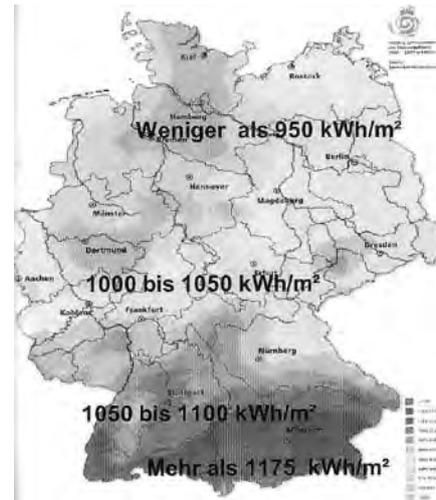


Abb. 6: Globalstrahlen in Deutschland

Man sieht, die Einstrahlungsenergie in kWh pro m² ist in Deutschland nicht etwa gleich, was zwar nicht überrascht, aber die Unterschiede etwa zwischen Hamburg (ca. 950 kWh/m² im Jahresdurchschnitt) und München (ca. 1150 kWh/m²) sind nicht gering. Der Großraum München in einem Bereich zwischen Landsberg am Lech und Landshut gehört dabei stets zu den Spitzenreitern in Deutschland.

Auch ein Blick auf die aktuellen Jahressummen für 2006 bestätigt die langjährigen Werte. Mehr noch, bei 980 kWh/m² gemessener Strahlungsenergie in Hamburg und 1240 kWh/m² in München scheinen sich die Differenzen in guten Jahren wie 2006 sogar noch zugunsten Südbayern zu verstärken. Und Freising, das „Herz Altbayerns“, liegt mitten drin. Brauchen wir mehr?

Ein Vergleich mit den beiden Solarmärkten Spanien und Südkalifornien, (der eine bereits heute mit hohem Stellenwert, der andere in Zukunft immer wichtiger in Betracht des Programms von Gouverneur Schwarzenegger zu den regenerativen Energien), zeigt, dass wir mit den südbayerischen Werten bis zu 70 % an die dort gemessenen Globalstrahlungswerte herankommen.

Photovoltaik als Geldanlage

Das Beste ist, dass sich mit dem Stück, das wir uns vom Sonnenkuchen abschneiden können, auch noch Geld verdienen lässt. Im Erneuerbaren-Energien-Gesetz (EEG) ist nämlich verpflichtend geregelt, dass jeder Betreiber 20 Jahre lang den selbst erzeugten elektrischen Stroms zu einem garantierten Preis in die Verbund-

netze der lokalen Energieversorger einspeisen kann. Die Finanzierung wird in den meisten Fällen mit marktüblichen Darlehen der staatlichen Kreditanstalt für Wiederaufbau (KfW-Bank) abgewickelt, die über die jeweiligen Hausbanken vermittelt werden können. Diese KfW-Kredite können bis zu drei Jahre tilgungsfrei gewährt werden, wodurch je nach persönlicher Finanzierungslage ein ausreichendes Anfangskapital für die Bedienung der höheren anfänglichen Kreditlasten angesammelt werden kann. Ein besonderes Schmankerl liefert die börsennotierte Umweltbank, die sich statt einer Grundschuld die Einspeisevergütung als Sicherheit abtreten lässt. Gibt es ein besseres Zeichen für die hohe Sicherheit der Investition in eine Photovoltaikanlage, wenn der Kreditgeber sogar auf die Grundschuld verzichtet?

Natürlich muss die Anlage sorgfältig geplant, auch müssen verschiedene Angebote vor der Investitionsentscheidung verglichen werden, wobei die billigste Anlage nicht zwangsläufig zu einer hohen Rendite führt. Denn nur, wenn der Solarstromertrag über die gesamte Laufzeit von zunächst einmal 20 Jahren hoch bleibt, „rechnet“ sich auch die Anlage. Ist dies aber der Fall, so ist z.B. der Kredit bei 20 % Eigenkapital bereits nach ca. 11-12 Jahren abbezahlt und das Eigenkapital zu etwa 8 % verzinst. Die restlichen acht Jahre arbeitet die Sonne dann umsonst für den Betreiber.

Und was das Schönste ist, nach diesen 20 Jahren endet nur die zu einem festgesetzten Preis garantierte Einspeisevergütung. Die Anlage ist dann ja nicht außer Betrieb (man rechnet heute mit ca. 30 Jahren ausreichender Funktionsfähigkeit). Wir wissen zwar heute noch nicht, was der Gesetzgeber nach den 20 Jahren für Bedingungen beim Einspeisen von PV-Energie schafft, in jedem Fall wird es sicher Möglichkeiten geben, den Strom weiterhin zu nutzen und z.B. mit dem eigenen Verbrauch zu verrechnen. Denn, darüber sind wir uns sicher einig, die Gesellschaft wird es sich nicht leisten können und wollen, diesen dann vielleicht schon ca. 10 % Photovoltaikanteil an der Stromversorgung nicht mehr zu nutzen, nur weil die garantierten EEG-Jahre ausgelaufen sind.

Solarstrom auch ohne eigenes Dach

Mein Gesprächspartner bei der Handwerkskammer hörte bei unserem Gespräch stets aufmerksam zu, war auch im Grund genommen voll von der Zukunftsfähigkeit dieser Technologie überzeugt, meinte allerdings, für sich persönlich einen großen Wermutstropfen an der ganzen Sache gefunden zu haben: Er habe kein geeignetes Dach für die Platzierung eines Solargenerators und frage sich, welche

Möglichkeiten eigentlich diejenigen haben, die zur Miete oder in einer Eigentumswohnung leben und also überhaupt kein Dach bereitstellen können.

Dieser vermeintliche Mangel wurde frühzeitig erkannt und Konzepte entwickelt, bei denen sich interessierte Bürger an größeren Solarstromanlagen beteiligen können. Diese Investoren finanzieren dann eben einen Teil der Anlage, produzieren damit (anteilig) genauso Solarstrom wie der Besitzer einer eigenen Anlage und profitieren genauso von der Einspeisevergütung. Angebote dieser Art gibt es von lokalen Bürgergruppen, die gemeinschaftlich eine Anlage organisieren bis hin zu spezialisierten Solarfond-Gesellschaften, die in große PV-Anlagen investieren (vergleichbar mit der Finanzierung der großen Windparks in Norddeutschland) und wie ein geschlossener Immobilienfond entsprechende Anteile mit jährlichen Zinszahlungen veräußern.

Während bei den sogenannten Bürgerbeteiligungsanlagen oft das Dach des Bauhofs, der Schule oder anderer öffentlicher Gebäude genutzt wird, oft mit tatkräftiger Unterstützung der Kommunalverwaltung, werden von den großen Solarunternehmen praktisch immer große Freiflächenanlagen gewählt, um ein sinnvoll großes Investitionsvolumen zu erzielen

Photovoltaik auf allen Dachformen

Damit sind wir auch schon bei der Bauform, einem grundsätzlichen Unterscheidungskriterium der Photovoltaikanlagen angelangt. Dies ist nicht zuletzt deshalb wichtig, weil auch der Staat im EEG-Gesetz hier Unterschiede macht und die Einspeisevergütung abhängig von eben dieser PV-Bauform festgesetzt hat.

Im Prinzip kann ein Sonnengenerator auf allen Dachformen installiert werden (Abb. 7), wobei natürlich ein Satteldach (oder Pultdach) den Wunsch nach einer Photovoltaikanlage am einfachsten realisieren lässt. Die geeignete Ausrichtung zur Sonne ist mit der Dachneigung bereits mehr oder weniger optimal gegeben, es müssen lediglich noch auf die Dacheindeckung abgestimmte Dachanker fest mit der Sparrenkonstruktion des Dachstuhls verbunden werden. Es gibt Dachanker für praktisch alle Formen von Dachziegeln oder Betonpfannen, sogar eher gewerbliche Dacheindeckungen wie Trapezbleche oder Welleternit (natürlich asbestfrei!) lassen sich mit Sonderankern versehen, ohne die Dichtheit des Daches zu gefährden. Auf diesen Ankern wird eine Tragkonstruktion aus Profilschienen befestigt, die dann wiederum die eigentlichen Photovoltaik-Module trägt. Die Module sollen nach der

Montage ca. 10-15 cm Abstand von der Dachhaut besitzen, da nur so ein ausreichender Abzug der (für den Ertrag) negativen Hitzeentwicklung gewährleistet ist (Kamineffekt!).

Indachmontage

Eine Sonderform der Schrägdachmontage stellt die sog. Indachmontage dar, bei der die Module gleichzeitig auch die Funktion der Dacheindeckung übernehmen. Kosteneinsparungen durch Wegfall der sonst üblichen Dacheindeckung steht dabei ein Mehraufwand zur Sicherung einer dauerhaften Dichtung der Dachhaut gegenüber. Auch muss hierbei mit einem kleinen Minderertrag in den Sommermonaten gerechnet werden, da die erforderliche Hinterlüftung schwieriger zu bewerkstelligen ist als bei einer Aufdachmontage. Dennoch bestechen diese Lösungen oftmals gerade aus architektonischen Gründen, was sicher auch nicht zu den schlechtesten Argumenten für den Einsatz der Photovoltaik zählt.



Abb. 7: Montagevarianten

Steht keine geeignete Schrägdachfläche zur Verfügung (insbesondere bei Flachdächern oder nur sehr leicht geneigten Schrägdächern), so besteht die Möglichkeit, die Module auf einem Gestell zu montieren. Zu diesen aufgeständerten Montagen zählen im weitesten Sinn auch Boden- und Fassadenmontagen. Natürlich erfordert der Gestellunterbau Mehrkosten, da die Statik des Modulfeldes durch diesen Unterbau erst hergestellt wird (und nicht wie bei der Schrägdachmontage von den Dachsparren übernommen werden muss). Auch ist darauf zu achten, dass durch die Befestigung der Gestellkonstruktion die Dichtheit der Dachhaut nicht beschädigt wird und die Statik des Daches unter dem Gewicht der Gestellelemente nicht leidet. Werden diese Vorgaben aber erfüllt, so kann sich der konstruktive Mehraufwand durch einen entsprechenden solaren Mehrertrag lohnen, lassen sich doch die Module durch eine geeignete Gestellkonstruktion meist optimal nach der Sonne ausrichten.

Solarparks

Eine besondere Form der gestellmontierten Photovoltaikanlagen stellen na-

türlich die bereits kurz angesprochenen Freiflächenanlagen dar, die mit einem ganz treffenden Begriff auch Solarparks genannt werden. Ihre beeindruckenden Ausmaße von meist mehreren Hektar erlauben einen besonders rentablen Betrieb der Gesamtanlage, was auch die geringere Vergütung als bei Dachanlagen in den meisten Fällen kompensiert. Eine große Freiflächenanlage in der Nähe des Freisinger Dombergs (mit ca. 850 kWp) ist z.B. in Hallbergmoos-Goldach, Ortsausgang Richtung Notzing zu finden.

Die Größe dieser Anlagen erlaubt oftmals sogar den Einsatz dynamischer Nachführsysteme, mit denen die Module in horizontaler Richtung (nach Jahreszeit) und/oder in vertikaler Richtung (nach Tagesstunde) optimal nach der Sonne ausgerichtet werden können. Die Technik hierfür mag im Einzelfall nicht gerade billig sein, bei der richtigen Auslegung ist jedoch eine weitere nachhaltige Ertragsoptimierung erreichbar. Nichts dürfte nachhaltiger sein als die Optimierung des Ertrags eines Kraftwerks, das ohne Verwertung fossiler Brennstoffe, ohne Freisetzung schädlicher Rückstände und ohne Materialverbrauch über 25 bis 30 Jahre ökologisch absolut korrekt sauberen elektrischen Strom produziert.

Beitrag zum Klimaschutz und Ausblick

Den sauberen rückstandsfreien elektrischen Sonnenstrom werden wir noch brauchen. Der Klimawandel und seine Auswirkungen sind in aller Munde, die Menschheit, vom einfachen Bürger irgendwo auf der Welt bis hin zu den multinationalen Organisationen, beginnt langsam den Anteil unserer modernen Zivilisation an dieser bedenklichen Entwicklung zu begreifen. Der rapide Anstieg der Kohlendioxid-Konzentration in der Atmosphäre ist einfach messbar, seine fatale Auswirkung auf das Klima lässt sich nicht mehr wegdiskutieren.

Es ist in diesem Zusammenhang geradezu verböhrt von der gegenwärtigen amerikanischen Administration, diese Realitäten und Zusammenhänge zu leugnen und bis unlängst mit hartnäckiger Unbelehrbarkeit das Heil allein in der Ausbeutung der fossilen Brennstoffe zu suchen – höchstwahrscheinlich sogar gegen den Willen der Mehrheit der amerikanischen Bürger. Die Vereinigten Staaten hätten fürwahr eine Vorbildfunktion, so dass sich auch die neuen großen Umweltsünder unserer Erde, wie China und Indien, nicht länger hinter Amerika verstecken können (auch wenn diese Länder zugegebenermaßen den heutigen Zustand der Atmosphäre nicht zu verantworten haben). Es ist ein kleiner Hoffnungsfunkle, dass sich wenigstens Europa

unter dem nicht unbeträchtlichen Drängen Deutschlands hier neue Ziele setzt und auf dem langen Weg zur klimafreundlichen Energieerzeugung vorangeht.

Hüten wir uns bei dieser Debatte auch vor dem vermeintlich CO²-günstigen Wiedereinstieg in die Kernenergie. Haben wir die jahrelangen Diskussionen rund um die Endlagerung des Atom Mülls schon vergessen? Denken wir nur an all die damit zusammenhängenden Probleme, die heute nicht besser gelöst sind als vor 20 Jahren.

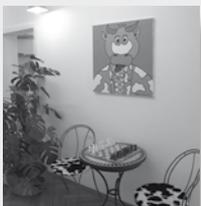
Anders dagegen stehen die regenerativen Energien im allgemeinen und die Photovoltaik im besonderen da: Eine 10 kWp-Anlage spart rund 10 Tonnen CO² pro Jahr ein, alle bayerischen Anlagen (s.o.) zusammen ersparen unserer empfindlichen Atmosphäre bereits mehr als eine Million Tonnen des klimaschädlichen Kohlendioxids – und das Jahr für Jahr. Kann es da bessere Mittel auf dem Weg zur klimafreundlichen

Energieerzeugung geben? Und wie bereits erwähnt, erwartet niemand von der Photovoltaik einen 100-prozentigen Anteil an der Stromerzeugung. Es wird und muss einen sinnvollen Mix aus verschiedenen regenerativen Quellen geben (Windkraft, Biomasse, Wasserkraft, Geothermie, Sonnenwärme und eben Sonnenstrom), womit vielen glaubhaften Studien zufolge bei gleichzeitigem Einsatz von intelligenten Versorgungsstrukturen der Energiebedarf schon 2050 zu 100 % gedeckt werden kann.

Zu diesem Zeitpunkt wird auch keiner mehr über die Kosten von erneuerbaren Energien reden, denn die fossilen Energie werden irgendwann zur Neige gehen, zuvor aber schon rein marktwirtschaftlich immer teurer werden, während die Kosten des Solarstroms immer günstiger werden und schon in 10 bis 15 Jahren (sehr konservativ betrachtet) die des konventionell erzeugten Stroms unterschreiten. Wer dies bezweifelt, unterschätzt nur die Inno-

ventionskraft einer aufstrebenden Branche wie die Solarindustrie, wie in der Vergangenheit wird es noch viele technologische und fertigungstechnische Optimierungen geben, mit denen die Gestehungskosten weiter gesenkt werden können. Dann endet auch die Diskussion darüber, ob wir uns den Solarstrom oder die regenerativen Energien überhaupt leisten können, denn spätestens dann werden die anderen erst recht nicht mehr erschwinglich sein.

Die Sonnenenergie dagegen gibt es ohne Besitzanspruch, sie schickt uns ihre Energie frei Haus und dies täglich von neuem. Wohl denjenigen, ob einzelnen oder ganzen Gesellschaften, die rechtzeitig auf dem richtigen Weg sind und sich das erforderliche Wissen zur effizienten Nutzung dieser unerschöpflichen Energiequelle verschafft haben. Viele werden dabei sein, mein Gesprächspartner jedenfalls hat es auch vor.



blubbfish image & art

Peter Wöhr · Kunigundenstraße 13
80802 München-Schwabing
Telefon 0 89 / 33 03-50-50 53 51
Telefax 0 89 / 21 01 04 50
www.blubbfish.de · info@blubbfish.de

Gesagt

Erfolgreiche Durchführung marketingstrategischer Entscheidungen.

Gedacht

Einfallsreichtum, Kompetenz und Einfühlungsvermögen – professionelle Strategien für überzeugende Lösungen.

Gemacht

Analysieren, planen, kontrollieren, konzipieren, texten, gestalten, diskutieren, kritisieren und produzieren.

Die Elefanten-Alternative

Julia Schönhärl, Abiturjahrgang 1993, hat nach einem *BWL- und Tourismusstudium den Weg der Entwicklungshilfe angeschlagen und ist seit 2002 als Fachkraft in verschiedenen Ländern bei unterschiedlichen Projekten unterwegs, um gegen die ungerichteten Auswirkungen der Globalisierung, vor allem der boomenden Tourismuswirtschaft, anzugehen. Seit Januar 2007 ist sie mit der ECOT (www.ecotonline.org.), einem vor 25 Jahren gegründeten weltweitem Partner-Netzwerk, in Chiang Nai in Nordthailand und wird dort drei Jahre lang als Programmkoordinatorin arbeiten.*

Das gibt es nur einmal in Thailand und wohl auch in ganz Südasien: ein Park, in dem Elefanten frei herumlaufen, sich baden, spielen und Mutter und Kind so lange und so oft zusammen sind, wie sie wollen, und, was das Wichtigste ist, keine zirkusartige Vorführungen bieten müssen, um von Touristen Geld zu verdienen.



Gemeinsamer Badespaß

Mit dem Elephant Nature Park, der eine Fahrstunde nordwestlich von Chiang Mai, der Trekking- und Naturtourismus-Metropole Thailands, liegt, hat Frau Lek, dessen Gründerin, begonnen, eine Vision zu realisieren. Ihrer ethnischen Herkunft nach kommt sie aus dem Bergvolk der Karen, die in Nordthailand und Birma/Myanmar leben. Dort ist sie mit Elefanten groß geworden. Sie studierte dann Umwelttechnik. Bei der nationalen Tourismusbehörde verdiente sie genug Geld, um ein großes Grundstück zu kaufen, was der Startschuss für den Elephant Nature Park war, in dem die Elefanten sich frei bewegen, genügend gutes Futter bekommen (und nicht nur Gras, wie in anderen Einrichtungen, sondern Früchte und Gemüse), und ganz natürlich eine Attraktion für Touristen sind. Hier gibt es keine einstudierten Kunststückchen wie Malen, Tanzen, Musik machen, wie es inzwischen zum Standardprogramm der vielen anderen Elefanten-Camps gehört, wo Touristen ein allinclusive Paket mit Ausritt, Show, Bambus-Floßfahrt kaufen. Frau Lek sieht dies mit Missfallen, denn sie hält gar nichts von solchen Spielchen, ja, nicht einmal von

den Ausritten, die Touristen gerne als Höhepunkt ihrer Thailandreise machen. Die Konkurrenz der Camps lässt diese Angebote immer billiger werden – zu Lasten der Elefanten, an deren Futter und Pflege dann gespart wird!



Ein Mahout bereitet Fresskörbe für die hungrigen Dickhäuter vor

Neben den sogenannten Mahouts, den thailändischen Elefanten-Führern, gibt es im Nature Park etliche Helferinnen und Helfer, die sich übers Internet bewerben können. Die Nachfrage übersteigt schon das Angebot, doch ohne sie und ihre Mund-zu-Mund-Propaganda wäre der Park nicht, was er heute ist.

Als freiwilliger Helfer stieß der Kanadier Jeff vor zwei Jahren zum Park und ist nun einer der engsten Mitarbeiter von Frau Lek. Als engagierter Umwelttechniker half er, die Hütten zu planen und einen Damm, der den Park vor Überschwemmungen schützt, zu konstruieren. Denn der Fluss, der natürlich Grenze zum Nachbargrundstück ist, wird von den Nachbarn ständig durch Ausbaggern künstlich umgelenkt zur Vergrößerung des eigenen Landbesitzes. So skandalös das ist, in dieser abgelegenen Region sind aber Gesetz und Polizei weit weg und letztere oft korrupt.

Die Idee, mit Touristen das nötige Geld für die Fütterung und Pflege der Elefanten (ein Elefant frisst pro Tag Grünzeug im Wert von ca 20 Euro) zu verdienen, kam Frau Lek vor wenigen Jahren. Das innovative und tierfreundliche Konzept hatte Erfolg trotz langer Anlaufphase: 2006 wurden endlich schwarze Zahlen geschrieben. Damit ist der Beweis erbracht, dass Shows und Ausritte nicht nötig sind, um Touristen das „Wunder Elefant“ auf unterhaltsame und hochinteressante Weise näher zu bringen.

Ob bei einem Tagesbesuch oder längerem Aufenthalt: es ist spannend und ganz im Sinne von Ökotourismus, bei dem Touristen auch etwas lernen sollen, etwas über die hochsensiblen und sozialen Tiere zu erfahren.

Bei meinem Besuch erzählte die Kanadierin Christine, die schon seit einem Jahr im Park mitarbeitet, so viel über Elefanten, deren Leben, Psyche, soziale Struktur, ihre frühere Nutzung als Arbeitstiere und aktuelle Situation der eigentlich „heiligen Tiere“ in Thailand, dass ich mich schon als „Kennerin“ gefühlt habe. Es ist ein wunderbares Erlebnis. Durch die Erzählungen mit „hautnahen“ Informationen wurde ich in die Elefanten-Geschichten, die geradezu ans Herz gehen, richtig hineingezogen. Im Jahr 1989 war das sogenannte „logging“, das Fällen von Edelhölzern im Regenwald, die von Elefanten herausgezogen und abtransportiert wurden, in Thailand verboten worden und mehr als 3000 domestizierte Elefanten waren plötzlich „arbeitslos“. Schnell war eine Lösung da: man schickte die Elefanten zum Betteln. Vor allem in Bangkok war das ein einträgliches Geschäft, doch es machte die Tiere kaputt, da sie tagelang in den verpesteten Verkehrsstraßen auf heißem Asphalt, ohne Wasser, ohne Pflege herumlaufen mussten. Das geht oft nur, wenn sie auf Beruhigungsmittel gesetzt werden! An dieser Situation können die Touristen etwas ändern, indem sie nicht mehr Bananen oder anderes von den Elefantenführern kaufen und am besten überhaupt kein Interesse an den Tieren zeigen. Nur dann wird hoffentlich aufgrund „fehlender Nachfrage“ das Angebot eingestellt werden.



Julia Schönhärl mit der Gründerin Lek und einer Kollegin vom Evangelischen Entwicklungsdienst

Christine erzählt auch von Quälerei und Folterungen und zeigt ein Video dazu. Das bewegte mich sehr und am liebsten wäre ich gleich dort geblieben, um länger bei den faszinierenden Dickhäutern zu sein. In der Elefantenklinik werden die Wunden der Vergangenheit gepflegt. Dafür sowie für die Verpflegung und geplante Vergrößerung des Parks muss das Spendensammeln weitergehen. Denn der Platz wird knapp, da immer mehr Elefanten aufgenommen werden und inzwischen auch 4 Elefantenbabys auf die Welt gekommen sind.



Elefanten hautnah im Elephant Nature Park

Nun muss die Idee des Parks auch von anderen Parks aufgegriffen und von der Regierung anerkannt werden, damit die unnatürlichen Shows aufhören, unter denen die Tiere, laut Frau Lek, so leiden. Zwar geht es den Elefanten in den Camps, wo Ausritte und Shows geboten werden, ihrer Meinung nach immer noch besser als den „Bettel-Elefanten“ in den Straßen. Doch hat der Nature Park bewiesen, dass es auch ohne Show geht: hier zahlen (und das nicht wenig!) Touristen dafür, dass sie Elefanten „erleben“, ohne dass die Tiere zu

etwas gezwungen oder trainiert werden. Frau Leks Idee hat sich also für die Elefanten wirklich gelohnt!

Freilich ist das nur ein Schritt näher zum Ideal von Elefanten in freier Wildbahn. Doch das kann in Thailand nur Utopie bleiben, da es gar nicht mehr genug unbebautes und unbesiedeltes Land gibt. Doch vielleicht können sich Birma/Myanmar oder Laos zu so einem Projekt durchringen.

Das ist Frau Leks Traum.

24. Februar 2007

NEU!
Baubeginn erfolgt!



Am Fürstendamm
Altstadt-Residenz Freising



- Hohe exklusive Ausstattung: z.B. Designer-Bäder, Füllungstüren, Stabparkett, edle Fliesen, rollstuhlgerechter Personenaufzug u.v.m.
- Tiefgaragen-Einzelstellplätze
- Stadtpark und Domberg als Nachbarn

**Ein exklusives Angebot für Wohnenthusiasten:
2- bis 4-Zimmer Wohnungen in bester Altstadtlage**



Wir bauen für's Leben ...

Tel. 0 87 61 / 76 36 - 21



www.scheidl-bau.de

Vom Nicht-Verstehen zum Verstehen



Valentin Stroh, Abiturjahrgang 1998, Schauspielstudium an der Hochschule für Schauspielkunst „Ernst Busch“, seit 2003 engagiert am Theater Regensburg.

Im letzten Jahr hatte ich die Gelegenheit, an einem Theaterprojekt ungewöhnlichen Charakters teilzunehmen, einem Projekt, das die in der Regel existierende Sprachbarriere beim Schauspiel überschritten hat. Dazu kam es auf folgende Weise:

Schon länger kennt die Chefdramaturgin des Theaters Regensburg, Friederike Bernau, den Intendanten des Nationaltheaters Miskolc in Ungarn, Imre Halasi. Und schon länger hatte man die Idee einer Zusammenarbeit beider Theater. Irgendwann fiel einem das Stück „Robinson & Crusoe“ von Nino D’Introna und Giacomo Raviccio in die Hände und es schien geradezu geschaffen für eine solche Zusammenarbeit: Zwei Männer treffen sich inmitten einer großen Überschwemmung auf einem Hausdach, das gerade noch aus dem Wasser ragt und ihnen als Rettungsinsel dient. Wollen sie überleben und dieses Dach irgendwann verlassen, müssen sie zusammenarbeiten. Ein kleines Problem gibt es allerdings: Die beiden sprechen unterschiedliche Sprachen. Die Autoren verwendeten dabei neben ihrer Muttersprache Italienisch eine Phantasiesprache. Warum also nicht die Phantasiesprache durch eine reale ersetzen? Ein ungarischer und ein deutscher Schauspieler und die Sprachverwirrung ist perfekt. Das deutsche Publikum versteht den Ungarn nicht und das ungarische den Deutschen nicht. Beste Voraussetzung für eine Komödie um Verstehen und Nicht-Verstehen, einer Komödie allerdings, die

inmitten einer Katastrophe spielt. Ein deutscher Regisseur ward gefunden (Achim Conrad) und eine ungarische Ausstatterin (Mara Bozóki), das Bühnenbild baute man in Miskolc, die Proben fanden in Regensburg statt.

So weit, so gut, aber wie probiert man ein Stück, in dem sich nicht nur die Figuren nicht verstehen, sondern auch die Schauspieler, denn mein ungarischer Kollege Sándor Tamás Molnár konnte ebenso wenig Deutsch wie ich Ungarisch. Auch über das Englische war keine Verständigung möglich. Die Arbeit versprach ein großes Abenteuer zu werden.

Immerhin gab es eine Dolmetscherin, Hildegard Lillin, eine Studentin, die uns die ganzen Proben über begleiten konnte. Aber wer einmal erlebt hat, wie kompliziert die Kommunikation auf einer Theaterprobe schon unter Gleichsprachigen sein kann, weiß, dass das nicht der Weisheit letzte Schluss sein konnte. So besannen wir uns auf das, was Schauspieler in der Regel am besten können: das Spielen. Wir legten den Text beiseite, und benutzten die Grundsituation des Stücks, um zu improvisieren. Und siehe da: Es funktionierte! Wir machten schneller als erwartet Fortschritte. Es entwickelten sich zwei sehr unterschiedliche Charaktere, die sich auf die Nerven gehen, streitsüchtig sind und zwischenzeitlich auch einfach mal vergessen und verdrängen, dass es um ihr Über-

Spielwut der Figuren, die plötzlich anfangen, Ballett zu tanzen und pantomimisch ein absurdes Märchen darzustellen, bis einer der beiden das Spiel abbricht und ihre Gedanken von der Realität eingeholt werden.

Es ist eine Theaterbinsenweisheit, dass man auf Proben nicht so viel darüber reden soll, was man vorhat, sondern es einfach machen soll. Und doch wird oftmals das Gegenteil praktiziert. Regisseure verteidigen ihre Konzepte, Schauspieler erklären ihre Figuren, weil sie Angst haben, es könnte anders aussehen, als sie es vorhaben. Ich habe in dieser Produktion gelernt, dass es völlig unerheblich ist, was man vorhat, es zählt nur das, was sich auf der Bühne abspielt. Durch die eigenartige Probensituation waren wir gezwungen, etwas auszuprobieren, ohne lange darüber zu reden oder nachzudenken – und das hat funktioniert.

Schwierig wird es später, wenn man darüber redet, was auf einer Probe, in einer Improvisation passiert ist: Hildegard, unsere Dolmetscherin, musste erstmal mit dem üblichen Probenvokabular vertraut werden und ein Gespür dafür entwickeln, was sie übersetzen musste und was sie auch mal vernachlässigen konnte. Und während „wir Deutschen“ uns schnell über Gutes und Schlechtes einer Improvisation verständigten, beschäftigten Sándor ganz andere Aspekte. Erstmals aber wurde ihm übersetzt, worüber wir uns unterhielten, dann



leben geht. Wir fanden komische Situationen: ein Angelduell mit zwei offensichtlich unbrauchbaren Geräten, der Kampf um ein Radio, das in der Dachluke gefunden wird, und sich nur durch kräftige Schläge bedienen lässt, aber manchmal auch ein Eigenleben entwickelt und musikalische Kommentare zum Geschehen abgab. Die Spielwut von uns Schauspielern wurde zur

äußerte sich Sándor, und als seine Aussagen dann ins Deutsche übersetzt waren, wirkten sie auf uns eigentümlich deplaziert, hatten wir doch mittlerweile über etwas völlig anderes gesprochen. Schwierig wurde es auch, als unser Regisseur Achim zu einem fortgeschrittenen Probenzeitpunkt anfang, bestimmte Abläufe genau festzulegen: die Dauer von Pausen, aufeinander

abgestimmte Aktionen, die genaues Timing erforderten. Das war mehr als einmal trotz des besten Willens aller Beteiligten sehr mühsam.

Sándor erwarb sich im Laufe der Zeit einen ganz passablen deutschen Wortschatz: Ohne falsche Zurückhaltung ging er in Regensburg auf die Menschen zu, und probierte so lange, sich verständlich zu machen, bis sein Gegenüber begriff, was er meinte und er wieder zwei deutsche Worte gelernt hatte.

Zwischen uns beiden entwickelte sich eine eigene Art der Kommunikation, dieselbe, die auch unsere Figuren benutzten. Diese ging zu einem kleinen Teil auf Ungarisch, einem größeren Teil auf Deutsch und in einer Zeichensprache vor sich. Inzwischen besitzen wir für einige Worte klare Gesten, die Außenstehenden schon nicht mehr verständlich sind, und es ist uns heute möglich, über einfache Dinge (meist praktischer Natur) passabel und in angemessener Zeit zu kommunizieren.

So rückte die Probenzeit voran und ein erstes Gerüst für unseren Abend stand. Mit der Vorlage hatte dieses nicht mehr viel zu tun. Wir benutzten nur einzelne Motive, über die wir dann frei improvisierten. In diesem Zeitraum luden wir verschiedene Personen ein, auf der Probe zuzusehen und uns Rückmeldung zu geben: Angehörige von Mitwirkenden, Kollegen und auch eine Schulklasse von 10-12jährigen. Das war ein sehr schönes Erlebnis: Da unser Bühnenbild noch nicht fertig gestellt war, erklärten wir den Kindern unser Probenprovisorium – und es wurde sofort akzeptiert. Die Kinder hatten kein Problem, sich unter einem Stapel leerer Getränkekisten einen Schornstein und dergleichen vorzustellen. Es war wohlthuend, wie viel Phantasie sie aufzubringen bereit waren, anders als mancher langjährige Theatergänger, der schon protestiert, wenn der Balkon in „Romeo und Julia“ nicht dem Veroneser „Original“ entspricht. Wir spielten einen erheblichen Teil dessen, was wir bereits erarbeitet hatten. Unser junges Publikum war sehr aufmerksam und beschrieb uns im Nachhinein interessante Details unseres Spiels, auf die wir bisher nicht geachtet hatten: Dinge, die sie schön fanden und Dinge, die sie nicht verstanden hatten – es war eine überaus produktive, förderliche Kritik, die uns half, den Abend zu verbessern.

Dabei war das Stück keineswegs ein reines Kinderstück, das merkten wir an den Reaktionen der älteren Probenbesucher. Auch später, während der Aufführungen, bekamen wir Lob von 10jährigen wie von 70jährigen. Anscheinend war unser Hauptthema, das Problem der Verständigung, so universal, dass keine Publikumsschicht ausgeschlossen war.

Die Premiere rückte näher, und noch beschäftigte uns ein Problem: Wie würde das Stück bei einem Ungarn ankommen? Denn noch hatten nur Personen das Stück gesehen, die des Deutschen mächtig sind. Endlich stieß Mara, unsere Kostümbildnerin zu uns, und sie beruhigte uns in dieser Hinsicht.

Die Premiere am 28. März 2006 wurde ein schöner Erfolg für uns alle. Auch die ungarischen Gäste, Intendant Halasi mit einigen Vertretern des Miskolcer Theaters, zeigten sich angetan, und so spielten wir



das Stück im April, Juni und September 2006 ca. 30 mal in Regensburg, bei wachsendem Publikumsinteresse – es sprach sich unter den Leuten rum.

Im November reiste ich dann mit unserer Regieassistentin Julia Schuler nach Miskloc, um das nächste Abenteuer mit „Robinson & Crusoe“ zu überstehen: Die Premiere in Ungarn. Wir wurden sehr freundlich aufgenommen, die Assistentin des Intendanten, Ildikó Fülöp, sprach zum Glück Deutsch, und war uns in allen organisatorischen Dingen sehr behilflich.

Erstmal standen praktische Probleme an: Das Bühnenbild musste dem dortigen Raum angepasst, die Beleuchtung eingerichtet, und die dortigen Requisiteure, Techniker, Ankleider usw. eingewiesen werden. Auch mit Hilfe eines Dolmetschers ist das nur ein begrenztes Vergnügen. Bereits jetzt zeigte sich ein deutlicher Unterschied zu einem deutschen Theater: Technisch wesentlich schlechter ausgestattet, herrschte an Personal kein Mangel: ein deutlicher Hinweis auf das immer noch eklatant niedrigere Lohnniveau in Ungarn. Als ich bat, es mögen doch ein paar herausstehende Nägel im Bühnenbild eingeschlagen werden, kamen innerhalb von zwei Minuten drei Techniker, um das Problemchen zu beheben. In Regensburg stand für diese Produktion lediglich ein Techniker zur Verfügung.

Wir hatten uns entschieden, an der Regensburger Fassung nichts zu ändern, nachdem uns alle Ungarn, die das Stück gesehen hatten, versicherten, dass es für sie genauso verständlich (oder eben unverständlich) sei wie für Deutsche. Und so stellte sich für uns Schauspieler nur die Frage, ob und wie wir uns auf veränderte Publikumsreaktionen einstellen mussten. In der Premiere stellte sich heraus, dass mein Kollege Sándor in unserem Stück offenbar äußerst komische Dinge spricht; leider hatte ich die nie verstanden, aber das Miskolcer Publikum amüsierte sich prächtig. Er ließ es sich deshalb auch nicht nehmen, seinen Text im Laufe der Vorstellungen deutlich zu erweitern. Über den genauen Inhalt dessen, was er da von sich gibt, rätselte ich bis heute. Außerdem bemerkte ich im Publikum ein reges Rätselraten darüber, was ich mit meinen Gebärden und diesen komischen deutschen Worten wohl meinen könnte. In Regensburg waren mir solche Diskussionen (in Bezug auf Sándors Rolle) auch aufgefallen. Aber jetzt

wurde mir noch einmal bewusst, wie interessiert unser Publikum „mitging“. In jedem Fall kam das Stück in Miskloc genauso gut an wie in Regensburg und wir spielten oft vor vollem Haus.

Miskloc besitzt nicht besonders viele Attraktionen: eine schöne, aber sehr baufällige Synagoge, eine orthodoxe Kirche mit beeindruckender Ikonostase und das Höhlenbad, ein stollenartig in den Fels getriebenes Thermalbad. Aber für Sightseeing blieb mir auch nicht viel Zeit. Immerhin konnten wir zwei Theateraufführungen in ungarischer Sprache erleben, eine leider etwas alberne Version von Aschenputtel, auf ungarisch „Hamupipőke“, und ein wesentlich besserer Abend mit dem Titel „Portugál“, der aber sehr von Sprachwitz zu leben schien und daher uns in den Einzelheiten nicht verständlich war. Das schauspielerische Niveau schien mir aber sehr gut und das Publikum war begeistert.

Die Verständigung in der Kantine klappte mit der Zeit immer besser, das Personal dort stellte sich darauf ein, dass ich mich v. a. mit den Händen ausdrückte. Auch lernt man täglich ein paar neue Worte Ungarisch, nur das Entziffern der Speisekarte ist ein Problem, das mich bis heute umtreibt. Aber irgendetwas zu essen kriegt man immer. Der Opernkollege, der mit uns die Garderobe teilte und vor Jahren mal in Deutschland gastierte, erinnerte sich nach

einer seiner Meinung nach misslungenen Vorstellung immerhin des Wörtchens „Scheiße“, das er dann auch mehrmals zum besten gab. Im Übrigen war er ein sehr angenehmer Herr.

Während ich dies schreibe, habe ich schon die nächste und wahrscheinlich letzte Fahrt nach Miskolc vor mir. Ich werde das Stück vermissen, auch wenn ich es dann über 50 Mal gespielt haben werde. Es war eine wunderbare Erfahrung, die Schwierigkeiten und Hindernisse in dieser

Produktion immerzu auf spielerische Weise überwunden zu haben. Ich glaube, ich habe eine Erfahrung gemacht, die meine Sicht auf Theater, v. a. in Bezug auf die Arbeitsweise, dauerhaft prägen wird. Gutes Theater entsteht nicht im Kopf, sondern dadurch, dass sich Schauspieler zuhören, zuschauen und aufeinander reagieren. Egal, ob man „Robinson & Crusoe“ oder „Penthesilea“ spielt. Entscheidend ist nicht der Text, sondern wie Figuren miteinander umgehen, wie sie sich verstehen oder nicht verstehen, wie sie ihre Kämpfe austragen,

wie sie verlieren oder gewinnen. Dieses Prinzip ist die Verbindung des Theaters zur Realität und nur über diese Verbindung können wir etwas über die Realität erzählen, und nur dann macht Theater Sinn.

Die Arbeit an „Robinson & Crusoe“ hat mir das so deutlich vor Augen geführt, wie es „normale“ Proben nie gekonnt hätten. Und außerdem ist Ungarisch eine tolle Sprache: „É nem eszem egéret“ heißt z. B.: „Ich esse keine Mäuse“. Nur falls sie dort mal in ein Restaurant gehen.

DAMENMODEN

**IHR
MODEHAUS**

HERRENMODEN

Freising - Landshuter Str. 31
in den Landratsamt-Arkaden

 **FELLER**

Ein Bootsrennen als Dreingabe auf dem Ganges

Schon der Artikel über mich 1995 in unserer Abiturzeitung machte deutlich, dass es galt, mehrere sehr unterschiedliche Träume und Ziele im Bezug auf mein Arbeits- und Privatleben unter einen Hut zu bringen. Viele haben sich erfüllt, einigen steht eigentlich nur meine Bequemlichkeit im Weg und von wieder anderen habe ich mich irgendwann verabschiedet. Im Moment gelingt mir eine Kombination, die mir sehr viel Spaß macht und die ich als absolute Bereicherung ansehe.

Nach meinem Abitur 1995 absolvierte ich eine Ausbildung zur Hotelfachfrau in München und wechselte danach zur Lufthansa, wo ich seit nun mehr 7 Jahren u.a. für die Gleichgewichtsberechnungen der Flugzeuge verantwortlich bin. Seit 5 Jahren teile ich nun meine Arbeitszeit auf. 9 Monate arbeiten auf dem Vorfeld und 3 Monate gehe ich mit meinem Lebensgefährten auf Reisen bzw. halte mit ihm Diavorträge über die von uns erlebten Abenteuer.

Als Fortbewegungsmittel auf unseren Reisen leistet uns unser sechs Meter langes Faltboot fantastische Dienste und öffnet uns Tür und Tor in allen asiatischen Ländern, die wir bis heute auf diese Art und Weise bereist haben.

Unsere erste Reise, von der ich an dieser Stelle auch berichten möchte, führte uns nach Indien auf den Ganges. Dieser Reise folgten jeweils dreimonatige Reisen in Thailand auf dem Chao-Praya-Fluss, und jetzt gerade sind wir von unserem Abenteuer auf dem Mekong zurückgekehrt. Ein Vortrag über diese Reise ist in Arbeit, und es würde mich freuen, wenn der nachfolgende Bericht bei dem einen oder anderen Lust und Interesse auf ihn wecken wollte.

Zu unserer Abenteuerreise auf dem Ganges führten mehrere Wünsche und Vorstellungen. Joe hatte das Flair Indiens schon auf einer früheren Reise erlebt und das Land hatte ihn in seinen Bann gezogen. Dazu kam unser Wunsch, das Land fernab vom Tourismus aus eigener Kraft heraus zu „erfahren“.

Hierzu bot sich als logische Konsequenz nur ein Faltboot an, da es eine ruhige, intensive Art des Reisens mit der Möglichkeit kombiniert, das für eine lange Reise in abgelegenen Gebieten nötige Gepäck relativ mühelos transportieren zu können.

Wir entschieden uns für ein Faltboot der französischen Marke Nautiraid.

Die Expeditionsausführung mit Holzgerüst misst ca. 6m, hat eine maximale Zuladung von 350 kg und bot das für uns ansprechendste Preis-Leistungsverhältnis.

Mit etwas Übung gelang es uns bald das Boot mitsamt Steueranlage in ca. 20 Minuten aufzubauen.

Unser Abenteuer begann am 3. Oktober 2001 mit unserem Flug von München über Frankfurt nach Neu Delhi. Unser Ziel war es, den Ganges, die Lebensader Indiens, möglichst von seinem Anfang an zu bereisen. Nachdem Joe und ich jedoch keine geübten Wildwasserfahrer sind, mieteten wir uns in Delhi zunächst ein Auto samt Fahrer und fuhren Richtung Himalaja, um uns die Gangesquellen in Gangotri anzuschauen. Nachdem wir mit Pardip, unserem Fahrer, eine Woche in die Bergwelt Indiens eingetaucht waren, ging es daran, eine geeignete Stelle zum Einsetzen in den heiligen Fluss zu suchen.

Die Paddeltour beginnt

Nach anfänglichen Schwierigkeiten aufgrund des geringen Wasserstandes in Haridwar, der Grenzstadt zwischen Himalaja und nordindischer Tiefebene, entschlossen wir uns, unsere Reise in der Industriestadt Kanpur zu beginnen. Nun ging es zunächst daran, Proviant und Trinkwasser zu kaufen. Auch Bambusstangen und einen langen Baumwollstoff packten wir ein, um uns für den Fall der Fälle ein Sonnendach bauen zu können. So ausgerüstet ging es in den frühen Morgenstunden ans Gangesufer, wo wir unter den immer zahlreicher werdenden neugierigen Blicken der Inder, unser Boot reisefertig machten.

Zu Beginn unserer Reise versuchten wir



Abfahrt aus Kanpur

noch, den Wasserkontakt so gering wie möglich zu halten. Zu fest saß die allgemeine europäische Meinung, der Ganges sei eine dreckige Brühe. Davon abgesehen ließ die Wasserqualität nahe der großen Städte wirklich zu wünschen übrig, und

dann gab es auch noch das natürlich recht gewöhnungsbedürftige Thema der Leichenverbrennungen am Fluss.

Totenriten

In der Regel werden die Toten nach hinduistischem Ritus verbrannt, wenn möglich am Gangesufer. Der älteste Sohn setzt den Scheiterhaufen in Brand, dreht drei Kreise um den brennenden Körper und zertrümmert im richtigen Moment den Schädel des Toten, um den Geist entweichen zu lassen. Die Asche der Verbrannten wird in Tongefäße gefüllt, die auf dem Ganges ausgesetzt werden, um sie der Obhut der Flussgöttin Ganga zu übergeben. Diese Krüge liegen dann verstreut auf den Sandbänken.

Aber nicht jeder Leichnam wird verbrannt. Die Leichname von schwangeren Frauen, heiligen Männern und Kindern dürfen nicht verbrannt werden. Außerdem kann die Landbevölkerung häufig das Geld für das Verbrennungsholz nicht aufbringen. All diese Körper werden dann in bunte Tücher gewickelt in den Fluss gelegt.

Der Anblick und der damit einhergehende Geruch der ersten Leiche, die wir im Wasser sehen sollten, kostete uns einige Überwindung, um unsere Reise fortzusetzen. Es war ein entblößter Frauenkörper, der von den am Ufer streunenden Hunden schon sehnsüchtig erwartet wurde.

Es sollten noch viele Tote folgen, und mit der Zeit gehörten sie dazu, wie das Auf- und Untergehen der Sonne.

Wir werden bestaunt

Wir fuhren unsere Tour in Etappen. Nach jeweils ca. 6 Tagen steuerten wir eine Stadt an, in der wir uns mit frischen Lebensmitteln und Trinkwasser eindeckten. Unsere Trinkwasservorräte stockten wir während dieser Etappen zusätzlich mit Brunnenwasser aus den Ortschaften am Ufer auf.

Entgegen der Warnungen, die unser Fahrer zu Beginn unserer Reise ausgesprochen hatte, begegneten uns die Bewohner meist überaus freundlich und hilfsbereit.

Nach 12 Tagen erreichten wir die schönste Stadt auf unserer Tour: Varanasi, auch Benares genannt, die am längsten besiedelte Stadt am Ganges. Wir bezogen ein Hotel direkt an den Ghats genannten Stufen am Flussufer.



Typische Gangesfähre

Die Stimmung in den Morgenstunden war überwältigend. Hunderte von betenden Menschen, die nach und nach ans Ufer ihrer Flussgöttin traten um kleine Opfergaben, Pujas genannt, darzubringen. Der Fluss glich in dieser Zeit, durch die aufs Wasser gesetzten Teelichte, einem Fackelzug, der langsam durch die Stadt hinaus in die Weite zog.



Morgenandacht

Nach drei Tagen verließen wir auch diesen Ort wieder. Mit einer für den Ganges ungewöhnlich starken Strömung wurden wir aus der Stadt hinaus gezogen.

Für diese erholsame Zeit mussten wir dann allerdings für den Rest unserer Reise mit starkem Gegenwind bezahlen. Unsere Reise ging weiter, vorbei an der einst glanzvollen Handelsstadt Patna bis Bhagalpur, das nur noch schwerlich auf unseren russischen Militärkarten aus dem Jahre 1954 auszumachen war.

Wir erreichten Bhagalpur in den Morgenstunden, der Zeit, die die Inder dafür nutzen sich im Ganges zu waschen und dort zu beten.



Morgentoilette

Als wir mit unserem Faltboot das Ufer erreichten, wurden wir kurzerhand in das Geschehen eingegliedert. Unser Boot wurde als praktische Seifenablage und Handtuchhalter genutzt. Nach einiger Zeit hatten wir dann unser Boot an Land gebracht und waren sofort umringt von einer Horde schreiender, lachender Kinder.

An den Mangel an körperlicher Distanz und Intimsphäre hatten wir uns zu diesem Zeitpunkt schon gewöhnt, es war allerdings nicht daran zu denken, das Boot zu zerlegen. Auf einmal sprach ein Herr hinter uns ein Machtwort in die Menge. Sofort wurde uns zumindest ein Radius von zwei Metern zum Arbeiten gewährt. Der Mann hat sich daraufhin bei uns als Herr Gosh vorgestellt, seines Zeichens Richter dieser Stadt.

Gastlichkeit

Die folgenden Tage verbrachten wir viel Zeit bei der Familie Gosh. Wir wurden von Frau Gosh mit köstlichem indischen Essen verwöhnt und auf ein Fest zu Ehren der Göttin Kali begleitet.

Nach drei Tagen mussten wir allerdings auch diese schöne familiäre Atmosphäre wieder verlassen. Auf drei Fahrradruckschas verteilt brachten wir unsere gesamte Ausrüstung ans Gangesufer zurück. Zwei Reporter der Hindustan Times hatten anscheinend von unserem Aufenthalt in Bhagalpur gehört und kamen, um ein Interview mit uns zu machen. Tatsächlich erschien einige Tage später ein Artikel über uns mit Photo in einer der größten Tageszeitungen Indiens.



Im Boot mit Frau Gosh

Bevor wir die Stadt endgültig verlassen sollten, wollten wir uns bei Frau Gosh noch für ihre Gastfreundschaft bedanken und luden sie ein, mit Joe eine Runde in unserem Faltboot zu fahren. Zunächst war sie ob der doch recht wackeligen Angelegenheit etwas skeptisch. Außerdem war es die sehr zurückhaltende Frau nicht gewohnt, so im Mittelpunkt zu stehen, denn mittlerweile war immerhin die halbe Stadt am Ufer versammelt. Als sie dann aber mit ihrem leuchtend gelben Sari in unserem roten Boot Platz genommen hatte, erfüllte

sie wohl doch eine große Freude und sie strahlte eine große Zufriedenheit aus. Als Joe und Frau Gosh dann von ihrer kurzen Runde wieder ans Ufer zurückkamen, war sie aber auf einmal recht traurig. Sie fühlte, als wären wir ihre eigenen Kinder, und sie machte sich große Sorgen um unsere heile Ankunft in Kalkutta, sagte sie. Sie versprach uns, jeden Tag ans Ufer zu gehen und eine kleine Opfergabe darzubringen, bis sie wieder von uns hören werde.

Erfüllt von soviel Freundlichkeit verließen wir schweren Herzens Bhagalpur.

Trostpreise beim Bootsrennen

Unser weiterer Weg wurde begleitet von zahlreichen Delphinschulen, die unter unserem Boot hindurchtauchten, neben uns aufsprangen oder nur zum Luft holen kurz an die Wasseroberfläche kamen.

Der Herbst zog langsam ins Land und brachte Nebel mit sich. Anfangs wollten wir abwarten, bis sich die Sicht über dem Wasser bessern würde. Der Nebel hielt sich jedoch bis in die Mittagsstunden, so dass uns nichts anderes übrig blieb, als uns im Nebel aufs Wasser zu wagen. Dumpfe Geräusche drangen zu uns durch von Fischern, die wir erst viel später zu Gesicht bekamen. Etliche Male liefen wir in unmittelbarer Nähe angetriebener Körper auf Grund.

Wir befanden uns auf längsten durchgehenden Etappenabschnitt unserer Reise. Bei einer durchschnittlichen Tagestour von 40 km lagen die beiden Städte Bhagalpur und Farrakka 12 Tage voneinander entfernt.

Dazwischen lag die Stadt Rajmahal, die wir kurz ansteuern wollten, um uns auf dem Markt mit frischem Obst und Gemüse einzudecken. Schon als wir das Ufer ansteuerten, waren viele Leute am Wasser versammelt, die, als sie uns sahen, gleich auf uns zugelaufen kamen. Sofort kam auch ein Herr auf uns zu und fragte uns auf Englisch nach unseren Namen und Anschriften. Die Daten wollte er gleich in ein großes Buch notieren, das er in Händen hielt.

Uns ging das alles etwas schnell, und so standen wir erst mal in der Runde und hörten uns um. Auf einmal fiel immer wieder das Wort Bootsrennen. Wie sich herausstellte, hatten wir es tatsächlich geschafft, nur einige Stunden vor dem offiziellen Start eines Bootsrennens, das in Rajmahal stattfinden sollte, in dieser Ortschaft einzutreffen.

Nach dem wir den Leuten erklärt hatten, dass wir eigentlich nicht für das Rennen,

sondern lediglich zum Einkaufen in die Stadt gekommen waren, wurde sofort jemand losgeschickt, um uns allerlei Gemüse auf dem hiesigen Markt zu besorgen.

In der Zwischenzeit wurden wir gefragt, ob wir der Stadt die Ehre erweisen würden, an dem Rennen teilzunehmen. Wir ließen uns die Regeln erklären, die darin bestanden, einmal ans gegenüberliegende, ca. 1,5km entfernte Ufer, zu fahren, dort eine Fahne zu holen und dann möglichst schnell zurückzufahren.



Ankunft in Rajmahal

Wir ließen uns die Sache kurz durch den Kopf gehen, schauten uns die schwerfälligen Boote um uns herum an und beschlossen mitzufahren. Wir wurden aufgefordert einige Proberunden zu drehen, damit die Leute entscheiden konnten, auf wen es sich zu wetten lohnen könnte. Während einer dieser Proberunden schossen auf einmal 3 riesige, windschnittige Boote an uns vorbei. Je 10 Mann durchtrainierter Fischer als Besatzung mit je einem Stechpaddel: Unsere wahren Gegner!



Gemeinsame Feier mit den Siegern

Beim Rennen paddelten wir, was wir konnten. Während Joe aus dem Boot sprang, um die Fahne zu holen, wendete ich. Die Kulisse, die sich uns am gegenüberliegenden Ufer bot, war wirklich überwältigend! Mittlerweile waren mehrere tausend jubelnde und klatschende Menschen versammelt. Über Lautsprecher wurden wir angefeuert als „das Ehepaar aus Deutschland, das extra für dieses Bootrennen nach Rajmahal gekommen war“!

Als wir das Ziel mit ca. 200 m Abstand zum letzten indischen Boot erreichten, standen die Sieger bereits im Wasser und ließen sich feiern. Wir wurden in die Mitte genommen und es folgte ein großes Fest.

Ich erhielt als Trostpreis einen knallroten Sari, den mir 10 Frauen in stundenlanger Arbeit anlegten. Ich wurde unter großem Gelächter geschmückt und geschminkt und dann freudestrahlend der Menge und Joe präsentiert. Auch Joe war in der Zwischenzeit in das traditionelle indische Männergewand, den Dhoti, gehüllt worden.

Den ganzen Abend wurde gefeiert. Nach dem Fest fühlte sich der Polizeichef der Stadt für unsere Sicherheit verantwortlich und stellte eine Wache neben unserem Zelt ab, die dort bis zum Morgen ausharrte.

Militärische Bürokratie

Wir verabschiedeten uns von den Leuten und brachen auf Richtung Farakka, dem Grenzort zu Bangladesch. Wir wussten nicht was uns hier erwarten würde. Uns war lediglich bekannt, dass der Hauptarm des Ganges in dieser Stadt nach Bangladesch weiter fließt und wir unsere Reise nach Kalkutta auf einem kleinen Seitenarm fortsetzen müssten.

Im Grenzgebiet stießen wir auf einen Dampfer der indischen Regierung. Hier erkundigten wir uns nach dem Weg nach

Kalkutta. Freundlich wurden wir aufgefordert, an Bord zu kommen. Der Kapitän schilderte uns den seiner Meinung nach besten Weg, nämlich die Schleuse an dieser Stelle zu überqueren.

Am nächsten Morgen brachten wir also unser Boot an Land, luden es auf unseren Bootswagen und fuhren auf die Soldaten zu, die die Schleuse im militärischen Sicherheitsbereich bewachten. Erstaunten Blickes wurden wir aufgehalten und nach unserm Ziel gefragt. Verunsichert wurden daraufhin stundenlang Paragrafen gewälzt, wie mit einem Boot zu verfahren sei, das auf dem Landweg die Schleuse auf dem Weg nach Kalkutta passieren wolle. Nach 4 Stunden wurde der Polizeichef angerufen, der nach einer weiteren Stunde bei uns eintraf. Der musste sich zunächst beim Anblick unseres Bootes ein Lächeln verkneifen. Auf meinen Vorschlag hin wurden dann unsere Personalien aufgenommen und nach sechs Stunden wünschte man uns eine gute Weiterreise.

Der Flussabschnitt, der nun folgte, nennt sich Bhagirati und wurde zu englischer Kolonialzeit zu einem Kanal ausgebaut.

Kannst Du Tanzen?

Ich habs gelernt!

Tanzschule TWS-Freising Monika Riesch
- die EVENT TANZSCHULE im Landkreis -
Am Lohmühlbach 10 - 85356 Freising
Telefon: 08161 / 82 000

ADTV

ADTV Tanzschule
TWS
Monika Riesch



Mittagessen im Dorf

Nach den von uns bereits durchquerten Bundesstaaten Uttar Pradesh und Bihar befanden wir uns nun in West Bengalen, dem am dichtest besiedelten indischen Bundesstaat. Ein einigermaßen ungestörter Platz für unsere Mittagessen und Schlafplätze war ab diesem Zeitpunkt nur noch schwer zu finden. Allerdings hatten wir uns zu diesem Zeitpunkt schon so an die lachenden, neugierigen, freundlichen

Menschen um uns herum gewöhnt, dass wir kein Problem mehr damit hatten, nie unbehelligt zu sein.

Am Ziel

Kalkutta und das Meer befanden sich in greifbarer Nähe, was sich auch daran zeigte, dass wir auf einmal mit Gezeiten im Fluß zu kämpfen hatten. Wir mussten unseren Tagesablauf danach richten, denn an ein Weiterfahren war nur während der Ebbe zu denken.

Nach insgesamt zwei ein halb Monaten in Indien, 40 Tagen auf dem Fluss, 1800 gefahrenen Kilometern und drei durchquerten Bundesstaaten erreichten wir das Wahrzeichen Kalkuttas, die Howrah Brücke, die meistbefahrene Brücke der Welt.

Es war eine wundervolle Zeit, die unsere Einstellung geprägt hat und unser Leben nachhaltig beeinflusst.



Bei Howrah gelandet

Ob und wann wir Vortragstermine in Ihrer Nähe haben, können Sie dem Internet entnehmen www.grisu-kingfisher.de oder schreiben Sie uns:

Patrizia Köhler und Joe Häckl
Prinz-Ludwig-Straße 20
85354 Freising

Hoffentlich bis bald, eure „Patty“

Lehre und Studium unter staatlicher Aufsicht. Die Universität Landshut und die Karlsbader Beschlüsse (1819 bis 1825/26)



Andreas Hoffmann, Abiturjahrgang 2000, 2006 MA in Neuerer und Neuesten Geschichte, WS 2006/07 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Seminar der LMU und Promotionsstudent, Dissertationsprojekt: *Deutsche Universitätspolitik im Vormärz (1815–1848)*.

Einleitung*

Schwere Gewitterwolken am politischen Horizont, die die verfassungsmäßige Entwicklung des Landes mit der ernstesten Gefahr bedrohten.

(Max v. Lerchenfeld (Hrsg.): Aus den Papieren des k. b. Staatsministers Maximilian Freiherrn von Lerchenfeld. Nördlingen 1887, S. 135.)

Ein heftig dreinfahrender Geschäftsmann mit nur oberflächlicher Kenntnis des Universitätswesens.

(Max Huber: Ludwig I. von Bayern und die Ludwig-Maximilians-Universität in München (1826-1832). Würzburg 1939, S. 3.)

Zwei Stimmen, derselbe Tenor.

Zum einen der damalige – der liberalen Fraktion der bayerischen Regierung zuzurechnende – Finanzminister Maximilian von Lerchenfeld (1778/79-1843) über die sich seit Frühjahr 1819 abzeichnenden Vorbereitungen zu den Karlsbader Beschlüssen.

Zum anderen der sich 1939 promovierende Universitätshistoriker Max Huber über den eben aufgrund dieser Karlsbader Beschlüsse 1819 an der Universität Landshut eingesetzten außerordentlichen

Ministerialkommissär Karl von Günther (1771-1855).

Beide Zitate zeichnen ein erkennbar negatives Bild der Karlsbader Beschlüsse und ihrer Auswirkungen. Ob „Restauration und Vormärz (1815-1848)“ (Th. Nipperdey), „Deutschland in der Epoche vor seiner «Doppelrevolution» 1815-1845/48“ (H.-U. Wehler) oder „Vormärz“ als Bezeichnung für den gesamten Zeitraum (W. Hardtwig): Die Karlsbader Beschlüsse prägten die in der Forschung unterschiedlich betitelte Zeit zwischen dem Wiener Kongreß 1814/15 und der Revolution von 1848/49. Entgegen weit verbreiteter Stereotypen handelte es sich nicht um eine Zeit des politischen Stillstandes oder des Rückzugs ins Private. Die noch zu skizzierenden Karlsbader Beschlüsse stellten vielmehr den Versuch dar, die nach den napoleonischen Befreiungskriegen in Bewegung geratene Gesellschaft wieder in obrigkeitlich vorgegebene Bahnen zu lenken.

Das im August 1819 in Karlsbad vorbereitete und am 20. September 1819 von der Bundesversammlung in Frankfurt – dem Beschlussorgan des Deutschen Bundes – abgesegnete Universitätsgesetz schrieb vor, an jeder Universität einen, landesherrlichen Bevollmächtigten einzurichten – in Bayern firmierten diese gemäß der Amtsinstruktion vom 11. November 1819 als ‚außerordentliche Ministerialkommissäre‘. Das Universitätsgesetz trug ihnen auf, „über die strengste Vollziehung der bestehenden Gesetze und Disziplinvorschriften“ durch Kontrolle von Studierenden und akademischen Lehrern gleichermaßen zu wachen. Wie aber beeinflusste das Universitätsgesetz konkret das Geschehen an der bis 1826 in Landshut residierenden Ludwig-Maximilians-Universität? Welcher Mittel bediente sich der Kommissär, um seinem Auftrag gerecht zu werden? Diesen und anderen Fragen geht der folgende Beitrag skizzenhaft nach.

Nach einem Überblick über die politische Großwetterlage im Umfeld der Karlsbader Beschlüsse und die Geschichte der Universität in Landshut beleuchtet der Beitrag die Arbeit des bis Ende 1825 amtierenden Ministerialkommissärs Karl v. Günther getrennt nach seinem Verhältnis zur Universität bzw. den Professoren und den Studierenden. Ein Ausblick auf die Zeit bis zur Translokation der Universität nach München im April 1826 rundet die Skizze ab.

1. ‚Die Stabilisierung der Restauration im Deutschen Bund durch die Karlsbader Beschlüsse‘

Nachdem als Ergebnis des Wiener Kongresses 1815 der Deutsche Bund gegründet worden war, sah die nationalliberale Bewegung ihre Hoffnungen auf einen restituierten Nationalstaat enttäuscht. Dies artikuliert sich bereits 1817 deutlich auf dem Wartburgfest, einer Protestveranstaltung deutscher Studenten gegen die Obrigkeit. Nachdem der österreichische Staatskanzler Klemens Wenzel Lothar v. Metternich (1773-1859) auf dem Aachener Kongreß 1818 bereits die Universitäten deutlich als Träger des revolutionären Gedankengutes benannt hatte, lieferte ihm der Mord des Studenten Karl Ludwig Sand (1795-1820) an dem russischen Staatsrat August v. Kotzebue (1761-1819) im März 1819 den ‚willkommenen Anlaß‘, um gegen die liberale Bewegung vorzugehen und zugleich den widerspenstigen konstitutionellen Staaten den Wind aus den Segeln zu nehmen. Im August des Jahres trafen sich somit im böhmischen Kurort Karlsbad Vertreter der zehn mächtigsten Staaten des Deutschen Bundes, um über Maßnahmen gegen die ‚revolutionäre Bewegung‘ zu beraten.

Die Konferenz beschloß die vier bekannten – am 20. September 1819 von der Bundesversammlung abgesegneten – Karlsbader Gesetze: Das Preßgesetz führte eine strikte Vorzensur ein, das Untersuchungsgesetz schuf beim Bund eine Zentraluntersuchungskommission zur Ermittlung revolutionärer Umtriebe, die provisorische Bundesexekutionsordnung ermöglichte es, Bundesrecht gegenüber Einzelstaaten durchzusetzen und das Universitätsgesetz schrieb im wesentlichen die schon erwähnte Einsetzung ‚landesherrlicher Bevollmächtigter‘ an jeder Universität im Deutschen Bund vor.

Um landesrechtlich wirksam zu werden, mussten die Einzelstaaten die Beschlüsse noch publizieren. Aber obwohl Bayern den Beschlüssen in Karlsbad und beim Bundestag in Frankfurt zugestimmt hatte, beschloss eine allgemeine Ministerkonferenz am 15. Oktober 1819 auf Betreiben des Kronprinzen Ludwig (1786-1868) und des Finanzministers Lerchenfeld, die Beschlüsse nur mit dem Vorbehalt zu veröffentlichen, sofern sie nicht gegen die Souveränität, die Verfassung oder die Gesetze

des Königreichs verstoßen sowie die Exekutionsordnung nicht zu publizieren. Da sich das Königreich allerdings nach jüngst gescheiterten Versuchen, sich zuerst als Großmacht (1815-1817) und später wenigstens als Führungsmacht des ‚Dritten Deutschlands‘ der Klein- und Mittelstaaten (1817-1819) zu etablieren keine weiteren außenpolitischen Ekzels leisten konnte – der österreichische Gesandte hatte dem König bereits ein Schreiben des Kaisers überreicht, welches „in höflichster Form einige Drohungen enthielt“ (M. v. Lerchenfeld), der preußische Staatsminister v. Bernstorff war „durch den unerwarteten Vorbehalt schmerzlich befremdet worden“ – führte Bayern die Karlsbader Beschlüsse trotzdem aus.

2. Die Ludwig-Maximilians-Universität in Landshut bis zu den Karlsbader Beschlüssen (1800 bis 1819)

In welcher Situation befand sich die Universität, als die Regierung den Ministerialkommissär beauftragte, sie zu überwachen? Gab es Grund zur Annahme, Professoren und Studenten würden staatsgefährdende Ziele vertreten? 1800 verlegte Kurfürst Max IV. Joseph die 1472 gegründete Universität Ingolstadt nach Landshut. Mit der endgültigen Übersiedlung nach Landshut im Jahre 1802 erhielt die Universität ihren bis heute gültigen Namen: Ludwig-Maximilians-Universität. Benannt nach ihrem Stifter Herzog Ludwig dem Reichen von Bayern-Landshut (1417-1479) und dem Kurfürsten Max IV. Joseph (1756-1825) der sie nach Landshut holte.

Es war eine Zeit der „hochschulpolitische[n] Polarisierung“ (P. Segl) der Universität. Konfrontation und „Partheysucht“ (F. Köppen) kennzeichneten das Verhältnis der Professoren untereinander. Unter Max IV. Joseph prägten bekanntlich aufklärerische Grundsätze die bayerische Universitätspolitik, weshalb die Regierung auch systematisch versuchte, Aufklärer an die Universität zu berufen. Diese unterhielten Kontakte zur Ministerialbürokratie und gruppierten sich in einer Partei um den streitbaren Juristen Nikolaus Thaddäus Gönner (1764-1827). Als romantisch-ultramontaner Gegenpol formierte sich unter Einfluss der Philosophie Friedrich Wilhelm Schellings (1775-1854) eine Gruppe um den Theologen und späteren Regensburger Bischof Johann Michael Sailer (1751-1832), die in der medizinischen Fakultät ihren größten Rückhalt hatte. Vor allem in den letzten Jahren der Universität in Landshut traten diese Gegensätze, in denen es weniger um lokal- oder regionalpolitische Fragen, sondern um „gesamtdeutsche, ja Wesensfragen der europäischen Kultur“ (P. Funk) ging, immer radikaler zum

Vorschein, so dass Denunziation und Verleumdung das Klima unter den Landshuter Professoren bestimmten.

Aber auch unter den Studierenden war Einigkeit nicht zu erwarten. Seit langem existierten an den einzelnen deutschen Universitäten unterschiedliche Landsmannschaften. Diese sich meist nach der Herkunft der Studenten organisierenden – damals auch Corps genannten – Gesellschaften waren in ihrem Grundverständnis unpolitisch. Die Landsmannschaften gerieten aber nach den napoleonischen Befreiungskriegen zunehmend in Konkurrenz zu den Burschenschaften. Diese entstanden aus der Enttäuschung über nicht erfüllte Einheits- und Verfassungserwartungen und waren mit ihrer Forderung nach nationaler Einheit und ihrem studentischen Alleinvertretungsanspruch den Landsmannschaften sowie den einzelstaatlichen Regierungen gleichermaßen ein Dorn im Auge. Im Gegensatz zu anderen Universitätsstandorten, gelang es den Burschenschaften wegen der „weitgehenden politischen Abstinenz“ (A. Beckenbauer) der Studenten und der gefestigten Position der Landsmannschaften in Landshut allerdings nicht, sich dauerhaft zu etablieren. Palatia, Suevia, Bavaria und die von letzterer 1821 abgespaltene Isaria waren weitgehend unpolitische, gesellige Zusammenschlüsse. Kurzfristig auftretende Versuche Würzburger Studenten, eine Burschenschaft zu gründen sowie möglicherweise getarnte Burschenschaften konnten die Dominanz der Landsmannschaften definitiv nicht brechen.

3. Das Verhältnis des Ministerialkommissärs zu den Professoren und den Universitätsorganen

Das jeweilige Verhältnis der Regierungsbevollmächtigten zu den Universitätsorganen wie auch ihre eigene Machtposition gestalteten sich – wie ein Blick auf andere Universitäten verdeutlicht – denkbar unterschiedlich: Der Bonner Kurator Rehfuess (1779-1843) konnte ohne „Übertreibung sagen, daß die Universitätsverwaltung fast ganz in seine Hände gelegt ‚und die administrative Wirksamkeit von Rektor und Senat beinahe zernichtet‘ worden sei“ (F. v. Bezold). Der Göttinger Regierungsbevollmächtigte Laffert spielte anscheinend eine derart untergeordnete Rolle im Universitätsgeschehen, daß Jacob Grimm (1785-1863) ihn offen als „Null“ bezeichnen konnte (E. Gundelach). Wie aber gestaltete sich Günthers Verhältnis zur Universität Landshut? Welcher Instrumente bediente er sich, um die eigene Position zu sichern? Um es vorweg zu nehmen:

Nach Günthers Ernennung kam es schnell zu Konflikten mit den Professoren, die sich bald zu einer „Art Kleinkrieg“ (R. Schmidt) ausweiteten.

Bereits Ende 1819 verlangte er von den Universitätslehrern, ihre Zuhörer zu freiwilligen schriftlichen Arbeiten aufzufordern, die Studenten zu vermerken, die ohne Grund die Vorlesungen nicht besuchen, deren Anstand und sittliches Betragen zu überwachen und eine Beobachtungsliste der Hochschüler zu erstellen. Die Professoren beklagten sich wegen dieser kleinlichen Vorgaben über ihre „Degradierung zu Polizeibeamten“ (M. Huber) und bekundeten, daß Zwangsmaßnahmen dem Studienfleiß eher schaden als fördern würden. Günther versuchte hingegen, ihre Opposition zu brechen, indem er ihnen bei einer Unterstützung Auszeichnungen und Gehaltszuschläge in Aussicht stellte.

Da sich das Ministerium anfangs auf die Eingaben beider Parteien zurückhielt, nutzten die Romantiker um den ab Herbst 1820 als Rektor amtierenden Professor der Medizin Andreas Röschlaub (1768-1835) dies zu einer sukzessiven Restauration der alten Universitätsrechte. Obwohl nach den gültigen Statuten die Universität weiterhin in Klassen und Sektionen unterteilt war, nahm Röschlaub die Bezeichnung Fakultät wieder auf und ließ im Senat nicht nach Dienstaltes, sondern der Rangordnung der alten – eigentlich aufgehobenen – Fakultäten entsprechend abstimmen. Dies führte zu solchen Zerwürfnissen innerhalb der Professorenschaft, daß einige Aufklärer bereit schienen, für den Ministerialkommissär Partei zu ergreifen. Fortan sah Günther – selbst „noch ganz in der Aufklärung wurzel[nd]“ (H. Egner) – die Bekämpfung des Rektorats Röschlaub als seine Aufgabe an und beantragte bei der Regierung dessen Amtsenthebung für den Fall weiterer Verstöße gegen bestehende Vorschriften. Nach weiteren Konfrontationen versetzte die Regierung Röschlaub 1824 für ein Jahr in den vorübergehenden Ruhestand.

Aber kam es auch zu Konflikten, die den Bestand der Universität bedrohten? Röschlaub hatte die Landsmannschaften – bei Aufrechterhaltung aller Strenge – toleriert und als Studentenvertreter anerkannt. Selbst Günther sah den Erfolg dieses Vorgehens ein, wenn ihm auch der Zusammenhang mit Röschlaubs restaurativer Bewegung und dessen Versuchen nicht entging, ihn von seiner polizeilichen und disziplinarischen Aufsicht zu verdrängen. Eine Gelegenheit, hiergegen vorzugehen, bot sich Günther, als sich im Frühjahr 1823 – von Röschlaubs Gegnern der aufklärerischen Partei unterstützt – eine burschenschaftliche Opposition gegen die Landsmannschaften bildete, welche wiederum mit erhöhtem Druck auf die Studenten reagierten, die keiner Verbindung angehörten. Günther verlangte nun von den Universitätsorganen, gegen die

Landsmannschaften einzuschreiten und beschuldigte Röschlaub, sie zu begünstigen. Das Ministerium, welches Günther bisher „gerade die notwendigste Unterstützung zuteil“ kommen ließ (R. Schmidt), reagierte auf die dargestellte Lage mit dem Ausdruck des „Befremdens und Mißfallens“ und verlangte eine Untersuchung. Nachdem es auf einen ausführlichen Bericht Günthers mit der „bestimmtesten Mißbilligung“ reagiert hatte, beschuldigte Röschlaub Günther, sein Sohn sei Mitglied einer Burschenschaft, weshalb er diese unterstützen würde.

Als Günther sich von Studierenden derart bedroht sah, daß er dem König anzeigte, um sein Leben fürchten zu müssen, ermächtigte ihn das Innenministerium, die Leitung der Universitätspolizei selbst zu übernehmen. Ferner sagte es ihm militärische Unterstützung zu, die allerdings – bei Berücksichtigung der ausgewerteten Quellen – nicht zum Einsatz kam. Der König erklärte den Universitätsbehörden die „höchste Indignation“ und kündigte an, bei der „Fortdauer eines solchen gesetzlosen Zustandes [...] sich ungern zu einer letzten in den Bestand der Universität selbst eingreifenden Maßregel“ entschlossen zu sehen – sprich: die Universität zu schließen. Die Mehrzahl der Professoren protestierte in einem Bericht an den König gegen den Ministerialkommissär, der nur darauf hinwirke, die „Universität in gehässigem Lichte darzustellen“ und ihr die Ungnade des Königs zuzuziehen. Dieser Interventionsversuch blieb aber erfolglos, da – so das Innenministerium – dieses Schreiben „weder seinem Inhalte noch seiner Fassung nach geeignet [war], die Ansicht [...] von dem Zustande der Universität auf eine günstige Weise zu ändern“, worauf es die Universität zu einer vorbehaltlosen Unterstützung des Ministerialkommissärs verpflichtete.

Bei dieser Menge an Konflikten stellt sich die Frage, wie der Kommissär die Hochschullehrer beurteilte. Obwohl es seinen Berichten an die Regierung meist an Polemik nicht fehlte, fielen die Bemerkungen über die Professoren selbst nüchterner aus: Aus dem Professor der Philosophie, dem „Nordlicht“ Friedrich Köppen (1775-1858) „wurde bald ein Verehrer Bayerns, fast ein Einheimischer, „der dieses spricht, ward nicht auf Bayerns Boden geboren, hat aber für ihn größte Anhänglichkeit gewonnen“. Während Günther den Botaniker Joseph August Schultes (1773-1831) als „ebenso kenntnisreich wie unermülich fleißig“ lobte, warf er Johann Nepomuk von Wening-Ingenheim (1790-1831) vor, es „fehle ihm sehr an Fleiß in Ausübung seines Berufes“. Eine menschlich ausführlichere Beurteilung erfuhr der Jurist Hieronymus Bayer (1792-1876), wenn

Günther schrieb: „Er ist ausgezeichnet rücksichtlich seiner Kenntnisse, hat einen guten Vortrag, nur er scheint sehr ängstlich zu sein.“

4. Die Verfolgung politischer Umtriebe der Studierenden

Wie die Darstellung des Verhältnisses zu den Universitätsorganen zeigte, waren auch die Studierenden vor Günthers Amtseifer nicht sicher. Aber welche Motive lagen der Kontrolle der Studierenden zugrunde? Und: Wie führte er diese durch? Die genauen Instrumente der Studentenkontrolle und ihre Handhabung waren wegen fehlender Quellenüberlieferung leider nicht rekonstruierbar.

Wegen der politischen Abstinenz der Landshuter Studenten hätte Günther, dem Ferdinand Kurz sogar eine „studentenfreundlichere [...] Gesinnung“ als dem vorherigen Polizeikommissär attestiert, beruhigende Berichte abgeben müssen, hätte ihn das Innenministerium nicht zum Einschreiten gegen die – ebenso wie die Burschenschaften nicht erlaubten – Corps aufgefordert. Kurz nach seiner Einsetzung ging Günther somit gegen die Landsmannschaften vor, indem er das Direktorium der Universitäts- und Stadtpolizei – Studierende waren damals einem eigenen Disziplinarrecht unterworfen – anwies, die Corps aufzulösen. Das provozierte den Widerstand der Universitätsorgane, die dies als Eingriff in ihre Autonomie erachteten, weshalb Günther davon absah, seine Anordnung durchzusetzen. Zumal mit dem Wintersemester 1820/21 der studentenfreundliche Andreas Röschlaub das Rektorat übernahm, blieben die Landsmannschaften in der Folgezeit von behördlicher Verfolgung weitestgehend verschont – es kam zu einem „Zustand stillschweigender Duldung“ (F. Kaufmann). Einzig den Duellen der Studierenden ging Günther nach, wobei er die Untersuchungen meist der Universitätspolizei überließ. In teils eskalierende – allerdings beinahe traditionell stattfindende – Konflikte zwischen Studenten und dem örtlichen Militär griff Günther nicht ein. Seinen Bericht an den König über die 1820 stattgefundenen Auseinandersetzungen verfasste er sogar erst nach Aufforderung durch das Innenministerium, um die Spannungen zwischen den verfeindeten Parteien nicht zu schüren.

Da die Lokalbehörden die Landsmannschaften unbehelligt ließen, führte dies zu einem solchen Machtbewußtsein, dass die Corps seit Februar 1823 verstärkt gegen nicht in Verbindungen organisierte Studenten – die sogenannten Obskuranten – vorgingen. Dieses aggressive Auftreten rief den entschiedenen Widerstand Günthers hervor, der Ende März 1823 die Universi-

tätspolizei und den akademischen Senat anwies, Untersuchungen und Disziplinar- bzw. Strafverfahren durchzuführen sowie die Auflösung der Landsmannschaften einzuleiten. Das landsmannschaftliche Leben fand nun überwiegend im Verborgenen statt. Eine besondere Bedeutung nimmt bei diesen Vorgängen Günthers Sohn ein, da dessen Denunziationen den Ministerialkommissär anscheinend zum Einschreiten gegen die Landsmannschaften veranlaßt hatten. Diesen Verdacht äußerte auch Röschlaub, der darüber hinaus dem jungen Günther unterstellte, Mitinitiator einer Landshuter Burschenschaft zu sein. Ein gewagter Vorwurf, den Röschlaub wohl nicht ohne stichhaltige Beweise erhoben hätte, zudem Günthers Sohn zuvor wahrscheinlich bei den Landsmannschaften in Verruf geraten war. Auch wenn das Ministerium im weiteren – wie die Darstellung zeigte – allen Forderungen Günthers folgte, schloss es sich seiner Ansicht nicht an, die Landsmannschaften würden sich in ihrer Form der verbotenen Burschenschaft nähern.

Der Ministerialkommissär stand in der Folgezeit wegen der Verfolgung burschenschaftlicher Umtriebe in Landshut als „Gespensterseher“ (F. Kaufmann) da. Nachdem die Landsmannschaften in den beiden letzten Jahren seiner Amtszeit zunehmend aus dem Verborgenen zurückgekehrt waren, ging Günther gegen die über die Polizeistunde ausufernden Trinkgelage und die unerlaubten Reisen der Studierenden während des Semesters vor. In Anbetracht seiner Versuche, die Landsmannschaften als verdeckte Burschenschaften zu enttarnen, verwundert seine 1824 getroffene Feststellung, wonach er „rücksichtlich geheimer und staatsgefährlicher Verbindungen, die man auf manchen Universitäten unter den Studierenden zu verbreiten sucht, keine Maasregel unterlassen habe, um von Vorgängen der Art Nachrichten zu erhalten, [...] aber so glücklich [sei] anzeigen zu können, daß die hiesige Universität von solchen Verbindungen bisher immer frey geblieben ist.“

5. Ausblick: Nach dem Regierungsantritt Ludwigs I. - die letzten Monate der Universität in Landshut

Nach Günthers Versetzung im November 1825 übertrug die Regierung die Aufgaben der Ministerialkommission auf den Regierungspräsidenten des Isarkreises Gabriel v. Widder (1774-1831) und den Landshuter Stadtkommissär Anton v. Braumühl (1784-1848). Ob dies – wie für die Universität – auch für die Studierenden eine Erleichterung brachte, ist umstritten. Während der Landeshistoriker Michael Doeberl „bei der vielseitigen Inanspruchnahme“ des Regierungspräsidenten von

einer informellen Außerkraftsetzung des Amtes spricht, konstatiert Fritz Kaufmann, daß Widder seine Ernennung nicht in diesem Sinne begriffen hätte. Tatsächlich gab der Fall des im Duell getöteten Studenten Escherich Ende 1825 Anlaß zu verschärften Untersuchungen. Ein entschlossenes Vorgehen der Regierung schien der Vorfall allerdings nicht bedingt zu haben, zudem 1826 der liberale, einst selbst einer Universität verwiesene, Joseph Ludwig Armannsparg (1787-1853) Friedrich v. Thürheim (1763-1832) als Innenminister ablöste. Daß Widder und Braunnühl trotzdem das studentische Verbindungswesen ablehnten, zeigt ihr Verhalten bei späteren Ereignissen, erklärt sich allerdings auch durch das Selbstverständnis ihrer Ämter. Widder versah das Amt auch an der 1826 nach München übersiedelten Universität bis zu seinem Tod im Jahre 1831. Braunnühl wurde von der Regierung Anfang 1832 wieder als hauptamtlicher Ministerialkommissär nach München berufen.

Schlussbetrachtung

Für die Universität Landshut bedeutete die Einsetzung Günthers als Ministerialkommissär Karl v. Günther im Jahre 1819 eine tiefgreifende Zäsur. Hatte die Hochschule zuvor nur mit der weit entfernten Münchener Universitätskuratel zu kämpfen, sah sie sich nun einem vor Ort residierenden Ministerialkommissär gegenüber, dessen Amtsführung aufklärerischen Grundsätzen folgte und von einer Ablehnung der Hochschule als traditionsreicher Korporation geprägt war. Günther versuchte, den Einfluß der Universität und die Restauration ihrer alten Rechte einzuschränken. Hierbei kam es dem mit der Aufklärung aufgewachsenen Beamten sehr gelegen, sich im inneruniversitären Streit auf die Seite der Aufklärer zu schlagen.

Als Instrument der Regierungspolitik dieser Zeit kann er allerdings nur bedingt gelten. Wie die Darstellung zeigte, wandte die Regierung aufgrund außenpolitischer Ver-

pflichtungen die Karlsbader Beschlüsse zwar auch auf Landshut an. Mit Günthers Vorgehen stimmte sie allerdings nicht immer überein, obwohl beide, Regierung und Ministerialkommissär, aufklärerische Ziele verfolgten. Die Regierung intervenierte in diesen inneruniversitären Kleinkrieg vielmehr nur in seltenen Fällen. Die Studierenden bekamen an der Universität die restriktive Umsetzung des Universitätsgesetzes zu spüren. In der Landshuter Zeit traten diese Maßnahmen wegen des nur passiv vorhandenen Verbindungswesens nur bedingt zum Vorschein. Günther ging gegen die studentischen Gesellschaften allerdings vor, da ihn die Regierung dazu aufforderte.

Literaturhinweise

- Beckenbauer, Alfons: Die Ludwig-Maximilians-Universität in ihrer Landshuter Epoche. München 1992.
- Boehm, Laetitia: Der Weg der Ludwig-Maximilians-Universität durch die letzten zwei Jahrhunderte. Ein Vorwort zur historischen Besinnung, in: Rüdiger vom Bruch / Rainer A. Müller (Hrsg.): Erlebte und gelebte Universität. Die Universität München im 19. und 20. Jahrhundert. Pfaffenhofen 1986, S. 8-20.
- Büsse, Eberhard: Die Karlsbader Beschlüsse. Die endgültige Stabilisierung der restaurativen Politik im Deutschen Bund nach dem Wiener Kongreß von 1814/15. Hildesheim 1974.
- Egner, Heinrich: Das Aufkommen politischer Parteien in Landshut vor 1848, in: Verhandlungen des Historischen Vereins für Niederbayern 129/130 (2003/2004), S. 267-348.
- Funk, Philipp: Von der Aufklärung zur Romantik. Studien zur Vorgeschichte der Münchener Romantik. München 1925.
- Hofmann, Andreas C.: „Schwere Gewitterwolken am politischen Horizont“. Eine Einordnung der Karlsbader Beschlüsse in die bayerische Außenpolitik der Jahre 1815 bis 1820, in: *Aventinus. Die historische Internetzeitschrift von Studenten für Studenten* Ausg. 3 (Winter 2006/07), <http://www.aventinus.geschichte.uni-muenchen.de/index.php?id=55&subid=49> (4.5.2007).
- Huber, Max: Ludwig I. von Bayern und die Ludwig-Maximilians-Universität in München (1826-1832). Würzburg 1939.
- Jakob, Josef: Die Studentenverbindungen und ihr Verhältnis zu Staat und Gesellschaft an der Ludwigs-Maximilians-Universität Landshut / München von 1800

- bis 1833. Phil. Diss. FernUniv. Hagen [2002], <http://depo-sit.fernuni-hagen.de/volltexte/2004/23> (4.5.2007).
- Kaufmann, Fritz: Geschichte des Korps Isaria Landshut-München, Bd. 1: 1823-1871. München 1953.
- Schmidt, Rainer: Das Ministerial-Kommissariat Landshut/München 1818-1834, in: *Einst und Jetzt. Jahrbuch des Vereins für corpsstudentische Geschichtsforschung* 44 (1999), S. 167-180.
- Schmidt, Rainer: Landshut zwischen Aufklärung und Romantik, in: *Laetitia Boehm / Johannes Spörl (Hrsg.): Ludwig-Maximilians-Universität: Ingolstadt, Landshut, München. 1472-1972.* Berlin 1972, S. 195-214.
- Segl, Peter: Landshuter Universitätsprobleme im Studienjahr 1823/24. Friedrich Köppens Rektoratsbericht als Dokument bayerischer und deutscher Universitätsgeschichte, in: *Verhandlungen des Historischen Vereins für Niederbayern* 101 (1975), S. 113-139.

* Aus redaktionellen Gründen verzichtet die-ser Beitrag weitestgehend auf wissenschaftliche Anmerkungen.

¹ Franz Carl Joseph v. Günther; geb. 11.5.1771 in Mannheim; verh. mit Antonia v. Mieg, Schwester des bayerischen Finanzministers und Bundestagsgesandten Arnold v. Mieg; Studium in Heidelberg und Ingolstadt; 1793/1794 Abschlußprüfung; 1795 Akzessist in Neuburg sowie Beförderung zum Regierungsrat; 1801 Landesdirektionsrat in Neuburg; seit 1808 Kreisrat in Ulm, Eichstätt und Augsburg; 1819 außerordentlicher Ministerialkommissär an der Universität Landshut mit dem Rang eines Regierungsdirektors; 1825 Regierungsdirektor in Würzburg; 1833 Regierungsdirektor in Regensburg; 1840 Ruhestand als Geheimer Rat; gest. 8.8.1855 in Würzburg. – An dieser Stelle gilt mein Dank Herrn Heinrich Egner aus Landshut, der mir die von ihm recherchierten Daten zur Biographie und Familie Günthers freundlicherweise zur Verfügung stellte.

² Zu diesen Vorgängen vgl. insbes. BayHStA, Mlnn 23714/V.

³ Beckenbauer: Ludwig-Maximilians-Universität, S. 99f., 116, 173f., 189.

⁴ Semestralbericht vom 26.4.1824 (Ausf.), BayHStA, Mlnn 23675/VI.

⁵ Für die Zeit nach 1825 vgl. allgemein Andreas C. Hofmann: *Studium, Universität und Staat in Bayern 1825-1848. Eine Skizze der Universitätspolitik Ludwigs I.*, in: *Aventinus. Die Historische Internetzeitschrift von Studenten für Studenten* Ausg. 2 (Sommer 2006), <http://www.aventinus.geschichte.uni-muenchen.de/index.php?arch=1&ausg=2&id=37&subid=29> (4.5.07).

„Ich werde Archivar!“

Raus aus dem Staub und rein in die Metadaten:

Vom Wandel eines Berufsbildes



Sebastian Gleixner studierte nach seinem Abitur am Dom-Gymnasium 1995 Geschichte an der LMU München und absolvierte dabei mehrere Praktika in deutschen, französischen und US-amerikanischen Archiven. 2005 promovierte er mit einer Arbeit zur Kanzlei des Stauferkaisers Friedrich II. zwischen 1226 bis 1236. Als Referendar für den höheren Dienst beim Bundesarchiv vervollständigt er derzeit seine Ausbildung zum Archivar an der Archivschule in Marburg.

Archivar ist kein Beruf, mit dem man in unserer Gesellschaft auf Anhieb punkten kann. Gegenüber dem finanzstarken Juristen und Banker, dem zukunftssträchtigen Techniker oder Mediziner nimmt sich dieses Betätigungsfeld in der Öffentlichkeit eher bescheiden aus. „Das ganze Vorurteil geht so: Archivre tragen schwarze Rollkragenpullis, haben keine grauen, sondern verstaubte Haare und im vorderen Bereich der Nase eine Kerbe, in die die Hornbrille beim Lesen hineinrutscht. Archivre sind blass. Denn sie arbeiten schweigend in muffigen Kellern ohne Fenster. Archivre sind langweilig, denn sie haben keine Hobbys außer Archivieren, und wenn blasse Archivre heiraten, dann höchstens blasse Archivarinnen mit Dutt, die sie im Regalbereich H 24 kennen gelernt haben.“

Trotzdem: Als mich zwei Werktage nach meinem Vorstellungsgespräch im Bundesarchiv die dortige Ausbildungsleiterin anrief

und mir mitteilte, dass ich demnächst als Archivreferendar beginnen könne, knallten die Sektkorken. Und dies nicht nur, weil der Markt für promovierte Historiker verdammt eng ist und man sich an jeden erreichbaren Strohalm klammert. Bei mehreren Praktika im In- und Ausland hatte ich bereits erfahren, dass die Archivarbeit eine ganz andere ist, als es uns die landläufige Meinung immer wieder vermittelt.

Vom Registrator zum Archivar

Das oben skizzierte Bild vom Archivar als Magazinmaulwurf dürfte dem Zeitraum des 15. und 16. Jahrhunderts entsprechen. Damals ergoss sich dank des neu eingeführten Papiers und den im Geiste der Aufklärung veränderten Verwaltungen ein stetig anschwellender Strom administrativen Schriftguts in die Amtsstuben, der nur von Spezialisten kanalisiert werden konnte. Der Beruf des Registrators war geboren. Es handelte sich dabei meist um juristisch geschulte Beamte, die gleichzeitig auch die Archivarbeit übernahmen. Jakob von Rammingen (1510-1582), ein früher württembergischer Registrator-Archivar, war es dann, der als erster die Voraussetzungen für seinen Berufsstand definierte: Ein Archivar sollte aus einem guten Elternhaus kommen, einen scharfen Verstand besitzen, in Recht und den rebus politicis gelehrt sein, über praktische Erfahrung verfügen und mindestens 30 Jahre alt sein. Doch auch der moralische Lebenswandel war von hoher Bedeutung: „daher kein vilschwetzende [...] und gesellige Person zu einem Registrator nicht taugen will. Er muß sich mehr bey seiner Registratur denn bey guten gesellen und Zechbrüdern, dann bey schönen Fräwlin, dann bey zechen, spilen, tantzen, singen und springen finden lassen, er muß der Registratur den rücken nit vil noch oft kehren oder zeigen, dann die Registratur kanns nicht leiden.“ Wie wir gesehen haben, hält sich diese Einschätzung bis heute – die tatsächliche Arbeit hat sich aber rasant gewandelt:

Bis ins ausgehende 18. Jahrhundert setzte eine zunehmende Verwissenschaftlichung dieses Berufsstandes ein. Neue Forschungsfelder wie Urkundenlehre (Diplomatik) und Schriftenkunde (Paläographie), die aus dem Bemühen entstanden, legitime mittelalterliche Rechtstitel von Fälschungen zu unterscheiden, rückten Archivbestände in den Mittelpunkt des Interesses. Gleichzeitig wuchs die Bedeutung von Archivalien als Herrschaftslegitimation

und -identifikation sowie als Machtinstrument. Beispielsweise schützte Frankreichs König Ludwig XIV. für seine Reunionspolitik auch archivalische Quellen vor.

Wie für vieles andere war die Französische Revolution für die weitere Entwicklung des Archivwesens von durchschlagender Bedeutung. Aufgrund von Annexion, Säkularisation und Mediatisierung aufgelöster Herrschaften entstanden um 1800 Berge herrenlos gewordenen Archivguts, das von einer wachsenden Zahl von Archivaren, die immer weniger mit dem eigentlichen Tagesgeschäft der Registraturen befasst waren, in die Archive der neuen Landesherren integriert werden musste. Als in Frankreich zudem die Öffentlichkeit der Archive proklamiert wurde, Archivalien also für den Bürger zugänglich gemacht werden sollten, sah sich der Berufsstand plötzlich in einer völlig neuen Rolle. Da nun für die Benutzung der Archive die alten Bestände umfassend und fachgerecht erschlossen werden mussten, verdrängten im Archivwesen zunehmend Geschichtswissenschaftler die Juristen. Es entstand der Typus des Historikerarchivars, der sich neben seiner beruflichen Tätigkeit gleichzeitig der historischen Forschung verschrieb. Während des 19. und 20. Jahrhunderts nahm daraufhin der nationale und internationale Erfahrungsaustausch unter Archivaren stetig zu und auch das Selbstwertgefühl der „Branche“ stieg. Man gab archivische Fachzeitschriften heraus und gründete in den einzelnen Ländern Schulen für den Nachwuchs, wie z.B. die École de Chartes in Paris oder das Institut für österreichische Geschichtsforschung in Wien. Schlusspunkt dieser Entwicklung in Deutschland waren die diversen Archivgesetze, die am Ende des 20. Jahrhunderts die eigenständige Stellung der Archive vor allem in den staatlichen Verwaltungen festschrieben und ihrer Arbeit ein stabiles Fundament gaben.

Das Problem der neuen Medien

Mit der Entwicklung der elektronischen Medien setzte gegen 1980 nun aber eine Entwicklung ein, die das Berufsbild des Archivars wohl der bis dato fundamentalsten Veränderung aussetzt. Handelte es sich bei Archivgut bisher vor allem um beschriebenes Papier, das jederzeit aus dem Magazin geholt und gelesen werden konnte, ist dies seit der Einführung von PC's, Disketten, CD's und Massenspeichern nicht mehr so einfach. Um Informa-

tionen zu erhalten reicht das eigene Auge nicht mehr aus, sondern man braucht technische Hilfsmittel, die sich in atemberaubender Schnelligkeit weiterentwickeln. Zudem ist die Haltbarkeit digitaler Datenträger sehr beschränkt. Eine CD sollte beispielsweise möglichst schon nach 10 Jahren auf ein neues Speichermedium kopiert worden sein, will man vermeiden, dass deren Inhalt unwiederbringlich verloren geht. Der Archivar sieht sich dementsprechend nicht nur damit konfrontiert, sich fortlaufend technisches Fachwissen auf relativ hohem Niveau anzueignen, er muss auch laufend Kosten und Nutzen bilanzieren, um in Zeiten knapper Kassen den eigenen Haushalt nicht überzustrapazieren. Gleichzeitig vollzieht sich intern die Ablösung der Karteikästen und Findbücher durch multifunktionale Datenbanken, deren Entwicklung und Pflege aufgrund des hohen und langen Speicherbedarfs privatwirtschaftliche Firmen oft überfordern und Archive zu eigenständigen IT-Entwicklern werden lassen. Hinzu kommt der Druck der Öffentlichkeit, die Archivbenutzung via Internet möglichst umfassend vorbereiten, wenn nicht gleich direkt dort abhandeln zu können. Doch die größte Herausforderung steht noch aus: In einigen Jahren wird die Verwaltung ihren bisherigen, papierbasierten Geschäftsgang auf die so genannte elektronische Akte umstellen. Eine Flut unterschiedlichster Schriftgutverwaltungsprogramme und schier unerschöpflicher Metadaten rast damit auf die virtuellen Magazine zu. Um diese in geordnete Bahnen lenken zu können, ist ein weiterer Paradigmenwechsel in der Archivarbeit nötig: Bisher bestand die Arbeit des Archivars vor allem darin, den „Nachlass“ der zu ihm gehörigen Verwaltung zu ordnen und nutzbar zu machen. Mittlerweile ist man aber dabei, die Akten mittels Behördenberatung bereits vor ihrer eigentlichen Entstehung zu betreuen, um sie bei ihrer Abgabe ins Archiv auch vernünftig und Kosten sparend zugänglich machen zu können. Die Archive befinden sich also nicht länger am Ende der administrativen Kette, sondern müssen den gesamten Geschäftsgang begleiten.

Das neue Berufsbild

Die Zeiten des Historikerarchivars sind unter diesen Vorzeichen natürlich vorbei. Dies wurde mir und meinen Kollegen – alle ausgebildete Historiker – sofort klar, als wir unseren Referendardienst in der Bundesarchivhauptstelle in Koblenz antraten. Der Archivar von heute ist Dienstleister – zum einen gegenüber den Archivbenutzern, zum anderen gegenüber seiner Behörde – im Fall des Bundesarchivs der Bundesregierung samt ihren untergeordneten Teilbereichen. Er unterstützt nach Möglichkeit die Akten abgebenden Stellen bei ihrer tra-

ditionellen oder elektronischen Schriftgutverwaltung und entwickelt Bewertungskataloge, die den Behörden gestatten, von vornherein nichtarchivwürdiges Schriftgut auszusondern. Er wickelt außerdem die logistische Übernahme der Akten ab und gewährleistet die Einhaltung von Schutzfristen bei der Benutzung. Zum Archivgut selbst wird das Schriftgut erst, wenn es darauf vom Archivar als „archivwürdig“ bewertet wurde. Unwichtiges Aktenmaterial wird als Datenschutzmüll entsorgt, im Fachjargon „kassiert“. Gleichzeitig mit der Bewertung erfolgt meist die Erschließung des neuen Archivteilbestandes. Im Normalfall speist man dabei die wichtigsten Angaben und Inhaltsinformationen jeder Akte in eine Datenbank ein. Damit wird der Archivar gleichzeitig seiner anderen Aufgabe gerecht, nämlich der im Bundesarchivgesetz festgeschriebenen Nutzbarmachung des magazinierten Archivguts für alle interessierten Bürger, indem der Benutzer – nach Datenschutzkriterien eingeschränkter – direkter oder indirekter Zugang zu dieser Datenbank erhält. Schließlich liegt es noch am Archivar, sein Archivgut zu erhalten. Dies erfordert von ihm wiederum Kenntnisse zu Magazinbau, Klimatisierung und Chemie. Letztere sind vor allem nicht nur zur Vermeidung von Schimmel notwendig, sondern auch um den anhaltenden Selbstzerstörungsprozess des seit dem 19. Jahrhunderts benutzten säurehaltigen Papiers zu verlangsamen.

Die Ausbildung

Um all diesen Anforderungen gerecht zu werden, ist die zweijährige Ausbildung zum Archivar entsprechend vielseitig. Im Wesentlichen gliedert sie sich in zwei Abschnitte: Zunächst lernen wir Referendare insgesamt acht Monate – jeweils zur Hälfte in der Hauptdienststelle und einer weiteren Dienststelle des Bundesarchivs – die Praxis kennen. Für die Theorie sind wir danach für 12 Monate zusammen mit allen Archivreferendaren der Bundesrepublik bis auf diejenigen aus Bayern, das eine eigenständige Archivarsausbildung unterhält, an der Archivschule in Marburg. Die letzten vier Monate umfasst die so genannte „Transferphase“. Sie enthält neben den Prüfungen einen weiteren kurzen Praxisabschnitt im Bundesarchiv und lässt Zeit für die so genannte Transferarbeit, eine Art Facharbeit von 30 Seiten zu einem archivspezifischen Thema.

Mein erster Praxisabschnitt fand in der Hauptdienststelle in Koblenz statt. Ich war dem Referat für die höchsten Bundesbehörden (Bundespräsidialamt, Bundeskanzleramt) zugeteilt, wo ich zunächst Akten aus der Amtsperiode des Bundespräsidenten Gustav Heinemann bewertete und verzeichnete, die vor allem den mili-

tärischen und protokollarischen Bereich betrafen. Danach wurden mir aus dem Bestand Bundeskanzleramt Akten zum Bundesverfassungsgericht anvertraut, die u.a. Urteile zur RAF oder zum Schnellen Brüter in Kalkar enthielten. Meine letzte Aufgabe bestand in der kompletten Neuverzeichnung der Akten der Sonderministerien der Wendezeit 1990-92. Außerdem erhielten alle Referendare neben Führungen durch die einzelnen Abteilungen auch Fortbildungen zu Datenbanken, Archivrecht, Datenschutzrecht, Registraturwesen, Film- und Bildarchivierung, Öffentlichkeitsarbeit und Benutzerbetreuung. Von Langeweile konnte keine Rede sein: Je weiter ich in die Materie eindrang, umso spannender wurde für mich die Arbeit im Archiv.

Krönender Abschluss des ersten Praxisabschnitts war eine Exkursion nach Berlin. Dort lernten wir nicht nur die verschiedenen Außenstellen des Bundesarchivs kennen, sondern erhielten auch Einblicke in das Politische Archiv des Auswärtigen Amtes, das Archiv des Bundestags, das Geheime Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz sowie in die Behörde der Bundesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen.

Danach stand für mich und eine Kollegin der Wechsel zum Bundesarchiv-Militärarchiv in Freiburg an. Dort sah der Ausbildungsrahmenplan eine große Verzeichnungsarbeit vor. In meinem Fall sollte ich die Unterlagen der 7. Panzerdivision der Nationalen Volksarmee der DDR zur Benutzung aufbereiten und ein Online-Findbuch erstellen. Da ich Zivildienst geleistet hatte und bisher mit der DDR-Geschichte kaum in Berührung gekommen war, handelte es sich dabei für mich um eine mehr als spannende Aufgabe.

Inzwischen habe ich meinen dritten Umzug innerhalb eines Jahres hinter mir und bin in der Marburger Archivschule angekommen. Zusammen mit 14 weiteren Archivreferendarinnen und -referendaren drücke ich wie in alten Zeiten die Schulbank.

Der Stundenplan umfasst in der Regel wiederum sechs Stunden von 8 bis 13 Uhr und gelegentlich Nachmittagsunterricht. Nur Lerninhalte und Niveau haben sich geändert: Wir pauken Archivwissenschaft, Fach-Informationstechnologie, Verwaltungswissenschaft, Archivtheorie, Kanzleigeschichte, Urkundenlehre, (französische) Aktenkunde, Haushalts- und Personalrecht, Schriftgutverwaltung, Archivrecht, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte, Rechtsgeschichte, Paläographie und noch einiges mehr. Daneben gibt es Exkursionen wie beispielsweise zum ehemaligen Reichskammergericht in Wetzlar oder nach London. Selten habe ich mich nach dem Abitur so

Zeit	Montag 29.1.	Dienstag 30.1.	Mittwoch 31.1.	Donnerstag 1.2.	Freitag 2.2.
1. Std.		8.00 - 8.40 Einführung in die Verwaltungswissenschaft (VW1) Bischoff	8.00 - 9.30 Haushalts- und Personalrecht (VW7) Zissel	8.00 - 9.30 Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Vor- und Frühmoderne (GW2) Polley	8.00 - 9.30 Französische Aktenlektüre (HW10) Hedwig
2. Std.		8.45 - 9.30 Entwicklung und Geschichte des Archivwesens und der Archivtheorie (AW7) Lutz			
3. Std.	9.30 - 11.00 Einführung in die Archivwissenschaft (AW1) Lutz	9.45 - 10.30 Geschäftsgänge in Kanzleien in MA und früher Neuzeit (VW2) Uhde	9.45 - 11.15 Archivwissenschaft Strukturlehre/ Schriftgutverwaltung (AW2) Lutz	9.45 - 10.30 Rechtsgeschichte (GW1) Polley	9.45 - 10.30 Einführung in die Verwaltungswissenschaft (VW1) Bischoff
4. Std.		10.30 - 11.15 Strukturformen und Typologie von Papsturkunden (HW4) Uhde		10.45 - 12.15 Paläographische Übung an Texten des 16. - 20. Jh. (FK1) Lutz	10.30 - 11.15 Hilfswissenschaftliche Grundlagen der Archivarbeit (HW2) Bischoff
5. Std.	11.15 - 12.45 Einführung in die Fach-IT (AW10) Uhde	11.30 - 13.00 Typologie von Aktenschriftstücken (HW9) Uhde	11.30 - 13.00 Archivrecht (VW8) Günther		
6. Std.				12.20 - 13.00 Hilfswissenschaftliche Grundlagen der Archivarbeit (HW2) Bischoff	
Nachmittag			14.30 - 16.00 Sprachübung Französisch (FK2) (fakultativ) Lauret	14.15 - 15.45 Sprachübung Latein (FK4) (fakultativ) Galdermann	

intensiv an meine Schulzeit erinnert wie gerade jetzt... Aber wie damals erschließt sich unglaublich viel Neues und wie früher das Abitur gibt es auch jetzt für mich ein lohnendes Ziel: einen tollen, abwechslungsreichen, modernen und zukunfts-trächtigen Job-Archivar!

PS: Wer Fragen zu einem Beruf im Archiv hat (neben der Ausbildung zum höheren

Archivdienst gibt es auch diejenige zum gehobenen Archivdienst, die direkt nach dem Abitur möglich ist), kann mir gerne ein Mail schicken (sebastian.gleixner@web.de) oder sich direkt mit dem Bundesarchiv (www.bundesarchiv.de), den einzelnen Landesarchivverwaltungen und der Archivschule Marburg (www.archivschule.de) in Verbindung setzen.

Literatur

- Kluttig, Thekla u.a.: Die deutschen Archive in der Informationsgesellschaft – Standortbestimmung und Perspektiven, in: Der Archivar 57 (2004), 28-36.
- Ottnad, Bernd: Das Berufsbild des Archivars vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, in: Richter, Gregor (Hrsg.): Aus der Arbeit des Archivars, Stuttgart 1986, 1-22.
- Weber, Hartmut: Der Archivar und die Technik im Archiv. Berufsbild und Konsequenzen für die Fachausbildung im Zeitalter von Papiererfall und modernen Informationstechnologien, in: Der Archivar 47 (1994), 253-268.

¹ Hannoversche Allgemeine Zeitung (HAZ), 10. 05. 2001, zum Tag der Offenen Tür 2001

² Zitat nach Bernd Ottnad: Das Berufsbild des Archivars vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, in: Gregor Richter(Hg.): Aus der Arbeit des Archivars. Festschrift für Eberhard Gönner, Stuttgart 1986, 1-22, hier 6.

So war's: Übergabe der „Spachwurzel“ an Papst Benedikt XVI.

Am frühen Nachmittag des 10. Oktober trafen wir uns am Münchner Flughafen, um die „Condor“ zu besteigen, die uns in einer guten Stunde nach Rom fliegen sollte. Wir – das waren: Sepp Obermeier, Vorsitzender des Landschaftsverbands Donau-Wald und Schöpfer der „Sprachwurzel“, Hans Triebel, Vorsitzender des Landschaftsverbands Miesbacher Oberland und früherer 1. Vorsitzender des „Fördervereins Bairische Sprache und Dialekte e.V.“ und ich, ferner Marc Giegerich, der hochverdiente Betreuer des Internet-Auftritts des FBSD, und seine Frau Karin. Wir fünf also sollten die Ehrengabe dem Heiligen Vater überbringen.

Zeit für Besichtigungen blieb uns nicht, galt es doch, die Platzreservierungen für die Generalaudienz zu besorgen. Der Briefwechsel, den Sepp Obermeier seit Mai 2006 mit den vatikanischen Behörden geführt hatte, war gekrönt worden von einem Einladungsschreiben des Erzbischofs Leonardo Sandri; er ist Leiter der Ersten Sektion des Staatssekretariats, sozusagen Innenminister des Vatikans. Schließlich verschaffte uns das Schreiben des Präfekten der Präfektur des Päpstlichen Hauses, Erzbischof James Harvey, das Privileg einer weißen Zutrittskarte für die Generalaudienz.

Gleich nach dem Frühstück am 11. Oktober erwartete uns der BR-Korrespondent Eckhard Querner mit dem Kamerateam des Bayerischen Fernsehens. Großaufnahmen der „Sprachwurzel“, erste Interviews im Foyer des „Hotel della Conciliazione“ – und schon mussten wir uns aufmachen zum nahen Petersplatz, der sich allmählich mit Pilgern zu füllen begann. Da wir eine weiße Karte vorweisen konnten, geleitete uns ein Schweizer Gardist die Treppen hinauf zum erhöhten Vorplatz direkt vor den Portalen des Petersdoms, in die erste bzw. zweite Sitzreihe hinter der Barriere, die den freien Platz um den Baldachin des Papstes umschließt. Welch erhebendes Gefühl, die unendlichen Menschenscharen auf dem weiten Platz unter sich zu sehen!

Etwa zwei Stunden mussten wir noch warten auf das Eintreffen des Papstes. Während dieser Zeit fand die Begrüßung der verschiedenen Pilgergruppen statt, die aus aller Welt angereist waren. Um ½ 11 Uhr erklimm das Papamobil, ein offener Fiat-Jeep, die Rampe zum Vorplatz von St. Peter, und Benedikt XVI. nahm Platz auf seinem Sessel, hinter ihm eine Anzahl

von Bischöfen. „In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti.“ Der Lesung aus dem Brief des Apostels Judas Thaddäus folgte eine Katechese darüber, in welcher der Heilige Vater auf Bewahrung der Identität und die Einheit trotz Vielfalt in den ersten Christengemeinden einging – Lesung und Predigt jeweils in mehreren Sprachen (Italienisch, Englisch, Französisch, Spanisch, Deutsch,



Polnisch). Erneut fanden wir bestätigt, was wir ja wussten: Nicht nur wenn er deutsch sprach, auch in den anderen Sprachen klangen fein die Artikulationsmerkmale des Bairischen an.

Nach dem Segen empfing Benedikt die versammelten Bischöfe, dann waren wir an der Reihe. Unter einem weißen Schirm, der ihn vor der heißen Sonne schützte – blauer Himmel bei gut 27° C –, schritt er die Barriere entlang, schüttelte Hände, führte freundliche Gespräche. Jetzt ist er bei uns! Hans, Sepp und ich stehen auf. „Heiliger Vater,“ sage ich, „es ist uns eine hohe Ehre, Ihnen heute diesen Ehrenpreis überreichen zu dürfen – als sinnfälliges Zeichen der Anerkennung dafür, dass Sie Ihr heimatliches Idiom niemals verdrängt haben, auch jetzt nicht auf dem Stuhl Petri. Ob Sie sich noch erinnern können, wie ich Sie vor 9 Jahren in der Regensburger Wohnung Ihres Bruders darum bat, die Ehrenmitgliedschaft in unserem Verein anzunehmen?“ – „Aber freilich, ich erinnere mich noch gut daran,“ meinte er. Jetzt wandte er sich an Sepp Obermeier, der ihm die Symbolik des Sprachpreises erklärte, den der Landschaftsverband Donau-Wald vor einem Jahr aus der Taufe gehoben hatte. Die Augen des Heiligen

Vaters glänzten, als ihm die Baumkrone als Glaskugel mit kreisförmigen Luftein-schlüssen vorgestellt wurde, welche die einzelnen Sprachzentren im Gehirn symbolisieren. Den tief verwurzelten Baumstamm auf dem grünen Glassockel, der die Sprachwiese der europäischen Regionalsprachen darstellen soll, interpretierte der Schöpfer der Sprachwurzel im reinsten

Bayerwäldlerisch als sprachliches Selbstbewusstsein, dem „ned amoi da Globalisierungswind okonn!“.

Der Heilige Vater griff das Wort auf und stellte lächelnd fest:

„Ja, dann miaß ma fest boarisch redn, daß uns da Globalisierungswind ned okonn.“ Dazu bemerkte sein Privatsekretär, Msgr. Georg Gänswein, der aus Riedern im Schwarzwald stammt, mit einem Schmunzeln: „Ich sehe, es wird noch so weit kommen, dass ich Bairisch lernen muss.“

Als Hans Triebel darauf hingewiesen hatte, dass er 1997 Vorsitzender des Gesamtvereins war und dem seinerzeitigen Kurienkardinal schriftlich die Ehrenmitgliedschaft angetragen und eine positive Antwort erhalten hatte, brachte der bayerische Pontifex seine Freude über unser Kommen zum Ausdruck.

Nach der Generalaudienz widmete sich uns erneut das Fernseheteam des BR, das einen Abstand von zirka sechzig Meter zum Baldachin einhalten musste, und zeichnete unsere Eindrücke auf. Und Karin, die ein dezentes Dirndl trug, wurde immer wieder von Japanern belagert, die ein Bild von ihr auf dem Petersplatz machen wollten.

Jetzt wurde es plötzlich pressant, weil wir vor der Fahrt zum Flughafen im Büro des „Osservatore Romano“ noch die offiziellen Pressefotos aussuchen mussten. Wir bekamen die Bilder zwei Stunden früher als die anderen, da wir bereits am Vorabend mit dem gewichtigen Argument der fast sieben Kilogramm schweren „Sprachwurzel“, mit Zeitungsmeldungen darüber und mit dem Hinweis „The Holy Father is a member of our club!“ eine bevorzugte Behandlung durchsetzen konnten.

Kaum war Zeit zu einem knappen Mittagessen, schon stand das Großraumtaxi bereit, das uns zum Flughafen befördern sollte.

Beglückt über ein unwiederbringliches Erlebnis – nur einmal im Leben – trug uns die „Condor“ über die in der Nachmittags-sonne gleißenden Alpengipfel heim nach Bayern.

In den Rundschau-Nachrichten des BR konnten wir dann noch einen mehr als dreiminütigen Fernsehbeitrag inklusive der

Aufnahmen des Vatikanfernsehens CTV über unsere Übergabe des Sprachpreiss ansehen, der bis zum Wochenende insgesamt sechsmal gesendet wurde.

In den Vatikanischen Museum aber prangt fortan auch ein kostbares Gebilde aus Bayerwald-Glas: die „Sprachwurzel“ des bayerischen Pontifex, Benedikts XVI.

Nachrufe

Studiendirektor i. R. Georg Glück, geb. 29. März 1927, gest. 29. April 2007



Am 29. April 2007, genau einen Monat nach seinem 80. Geburtstag, starb Georg Glück in München unerwartet nach einem Gehirnschlag. Er hatte noch einige Wochen vorher in Freising an einer Domführung der „Freunde des Dom-Gymnasiums“ und an einem Klassentreffen ehemaliger Schüler teilgenommen.

Georg Glück ist 1927 in Freising geboren. Als Schüler war er in den letzten Kriegsjahren noch Flakhelfer in München und anschließend beim Reichsarbeitsdienst in Klais bei Mittenwald. 1947 legte er am Theresiengymnasium in München sein Abitur ab. Er studierte dann Griechisch, Latein und Geschichte an der Ludwig-Maximilians Universität in München. 1957 wurde er an das Dom-Gymnasium versetzt, wo er den größten Teil seines Berufslebens tätig war. Zum Ende des Schuljahres 1988/89 konnte er seinen Ruhestand antreten. Der Verstorbene gehörte zu den profiliertesten Mitgliedern des Lehrerkollegiums. Er war vom Wert der humanistischen Bildung zutiefst überzeugt und trat für sie leidenschaftlich ein. Als Lehrer konnte er seinen reichen Wissensschatz voll zur Geltung bringen. Dabei beschränkte er sich keineswegs auf die gründliche Vermittlung der Welt der alten Griechen und Römer. Vielmehr verfolgte er die Entwicklungsstränge bis zur Gegenwart. Kein Wunder, dass er neben seinen eigentlichen Studienfächern auch ein gefragter Lehrer für Sozialkunde und vor allem Ethik war.

Dieses Fach unterrichtete er seit dessen Einführung. Georg Glück bewährte sich als Betreuungslehrer für Referendare, Praktikumslehrer, Zweitprüfer bei den Staatsexamina und vor allem als Fachbetreuer. Er engagierte sich auch in der Erwachsenenbildung, wo er Kurse für die modernen Fremdsprachen Spanisch und Italienisch gab. Nicht nur diese Sprachen beherrschte er. Er war auch in der Kultur Spaniens und Italiens zuhause. Zahlreiche Veröffentlichungen, die meisten auch literarisch anspruchsvolle Miniaturen, spiegeln die weitgefächerten Interessen ihres Verfassers wider.

Als Lehrer verfügte Georg Glück nicht nur über die richtige Mischung von Strenge und Milde, sondern auch über die so wichtige Gabe des Humors. Nicht verwunderlich, dass die Anhänglichkeit vieler Schüler gerade zu diesem Lehrer über Jahrzehnte anhielt. Neben Verwandten und ehemaligen Kollegen gaben auch zahlreiche Schüler, auch sie schon ergraut, ihrem Lehrer im Alten Teil des Münchner Waldfriedhofs das letzte Geleit.

Georg Glück war nicht nur ein Glücksfall für unsere Schule, sondern auch für die „Freunde des Dom-Gymnasiums“. Seine brillanten Lichtbildervorträge waren immer Höhepunkte im Programm des Vereins, der deswegen Georg Glück zu besonderem Dank verpflichtet ist.

Hans Niedermayer

Nachrufe

Raimund Lex konnte an der Beerdigung von Studiendirektor Georg Glück nicht teilnehmen, ließ aber dafür den folgenden Dankesbrief, den er und seine Frau an den Toten verfasst haben, verlesen:

Sehr geehrter Herr Studiendirektor, lieber Georg.

Nun bist Du also bei Deinem Schöpfer. Fast scheint es mir, Du hast gewusst, dass Du in Kürze in seine Seeligkeit eingehen wirst, als Du Dich für unser Geburtstagsgeschenk bedankt hast.

Wir, Deine Schüler, die nach Deinen Worten bei der Geburtstagsfeier im Hofbrauhauskeller in Freising, zu Dir „gepasst haben“, dachten, wir schenken Dir etwas zum 80. Das Gegenteil aber war der Fall: Du hast uns beschenkt, durch Deine Einladung, durch Deine Liebenwürdigkeit und durch Deine Würde.

Du hast uns einmal mehr gezeigt, was Menschsein bedeutet und was Humanismus meint. Du, der weise, alte Mann, hast uns zu Deinen Freunden gemacht – weil Du uns anerkannt hast, weil Du unsere so unterschiedlichen Lebensleistungen gesehen und gutgeheißen hast.

Du hast uns auf Deiner Geburtstagsfeier einmal mehr demonstriert, was innere Größe ist, und Du hast es uns auch erneut gesagt: Achtung vor dem Individuum, Zugehen auf den Menschen, Anerkennung der Person, das macht Humanismus aus.

Du hast uns noch einmal gelehrt: Wach bleiben im Geist, auch wenn die körperliche Vitalität abnimmt, wenn man „kein Held mehr sein kann“. Neugierig bleiben, auch wenn der Körper zunehmend streikt, eben „unaufgeregt alt werden“.

Marie Antonie Goldhofer geb. Haller

Studienprofessorin a.D.

15. März 1913 - 13. Mai 2007

Frau Marie Antonie Goldhofer kam noch in den Kriegsjahren als Lehrerin an das Freisinger Gymnasium, deren Kollegium sie bis 1955 angehörte. Als „Hallermiss“ unterrichtete sie über 12 Jahre die Schüler – eine Handvoll Schülerinnen gab es an der Schule auch erst wieder in den Nachkriegsjahren –, wie ihr von jenen respektvoll geprägter Spitzname schon andeutet, in Englisch und Französisch. Unter der damals fast ausschließlich männlich geprägten Lehrerschaft des Dom-Gymnasiums war ihre ladyhafte Erscheinung wie ein bunter Tupfer in einer doch sehr gedämpften Farbenwelt. Die Klassen disziplinierte sie eher mit Konsequenz als mit Strenge. In Erinnerung ist ein zielstrebig, angenehmer Unterricht in den modernen Fremdsprachen geblieben. Das Fortkommen ihrer Schüler war ihr eine Herzensangelegenheit. Sie selbst hatte früh lernen müssen, durch Leistung voranzukommen. Ihr Vater, Gutsverwalter im gräflich-törringischem Dienst, war schon 1915 im Krieg gefallen, ihre Mutter hatte vier Kinder zu versorgen. Nach der mittleren Reife bei den Englischen Fräulein in Schrobenhausen ermöglichte ihr ein gutes Abitur an der Oberrealschule in Ingolstadt das Studium der Neuphilologie in München, das sie 1941 mit dem ersten Staatsexamen



Du hast uns veranschaulicht, was es heißt Disziplin zu leben und seiner Umwelt Wertschätzung entgegenzubringen. Du hast Liebe gespendet!

Im Rückblick erscheint das alles fast wie ein Vermächtnis, ein Testament. Dafür danken wir Dir, lieber Georg, Dir, der nach Pater Schwarzfischers Laudatio eigentlich Gregor heißen müsste: Der, der da ist, der behütet, der wach ist.

Und wir sind uns sicher: Du bist – auch und gerade in der Ewigkeit – da für uns, zusammen mit Deiner geliebten Frau. Und Du siehst auch das Bild, das dich in Harmonie ein letztes Mal mit Deinen Freunden zeigt

Mit herzlichen Grüßen in die Ewigkeit

Raimund und Brigitte



abschloss. Nach ihrer Referendarzeit wurde sie dem Gymnasium in Freising zugewiesen. Hier lernte sie später Anton Goldhofer kennen, der nach dem Krieg an der Schule als Musiklehrer tätig war. Nach er Heirat 1955 zog das Paar nach Dachau, die Heimatstadt ihres Mannes. 1962 gab sie schweren Herzens den Schuldienst in Dachau auf, da sie ihre alte Mutter versorgen musste. Nach dem Tode ihres Mannes 1975 war es ihr ein besonderes Anliegen, seine Kompositionen aufführen zu lassen, vor allem mehrere Messen und ein großes Requiem.

Kontakt hielt sie nicht nur zu ihren Dachauer Schülerinnen und Schülern, sondern kam auch immer wieder zu Klassentreffen nach Freising und freute sich, wenn man sie besuchen kam. Das schwere Leiden ihres letzten Lebensjahres ertrug sie in bewundernswerter Fassung gestärkt durch den tiefen Glauben, der sie ihr Leben lang geleitet hat. Obwohl auf Bett und Rollstuhl beschränkt und schwerhörig geworden, blieb sie am Geschehen in der weiten Welt interessiert und hat über es nachgedacht, wie sie auch gern über die Bücher sprach, die ihr zu lesen noch vergönnt waren. Ihr feiner Humor hat sie bis zum Schluss nicht verlassen. Da sie kaum noch hörte und man Mitteilungen schriftlich machen musste, meinte sie: „Wie bei Beethoven“. Am 18. Mai hat eine nicht kleine Trauergemeinde sie zur letzten Ruhe auf dem Dachauer Stadtfriedhof geleitet. Requiescat in pace.

Manfred Musiol

Bücherecke

Michael Großmeier

Garten meiner Kindheit Gedichte

Allitera Verlag, Buch&media GmbH
München, 2007

„Garten meiner Kindheit“ lautet der Titel des neuen Gedichtbands von M. Großmeier. Ein Blick ins Inhaltsverzeichnis genügt, schon ist das Stichwort „Garten“ mit Inhalt gefüllt: „Fliederblüten“, „Päonien“, „Beim Ruf des Kuckucks“, „Teichrose“, „Der Walnussbaum“ usw. usw. Also Naturlyrik! Naturlyrik ist in. Man denke an die enthusiastische Aufnahme von Marion Poschmanns „Grund zu Schafen“ oder Dorothea Grünzweigs „Glasstimmen“.

Aber Naturlyrik ist nicht gleich Naturlyrik. M. Großmeier hat seine eigene Sprache, die ganz ihm eigene Sicht der Dinge. „Es sind betörend melodiose Verse“, urteilt einmal Albert von Schirnding über Großmeiers künstlerische Gebilde, in denen die Themen Abschied und Vergänglichkeit durchorchestriert sind, und doch „die Töne eines incipit vita nova hörbar werden.“ Es sind keine hermetischen Gebilde, nicht Dokumente von „Schädelmagie“ (Th. Kling), aber die Texte sind genauso weitab von einem poetologischen Kalkül, das auf Orientierungs-, Trost- und Lebenshilfe setzt, leicht dechiffrierbar mit konventionellen, vertrauten Bildschablonen.

„Garten meiner Kindheit“ lautet der Titel des Gedichtbands. Das heißt aber, es wird Vergangenheit hereingeholt, präsent gemacht vom Sprechenden, es werden Bilder entworfen, poetische Bilder, nicht Abziehbilder der Wirklichkeit, sondern innere Bilder, Bilder der Imagination, Beschwörungen einer vergangenen Welt, die im dichterischen Wort zur lebendigen Gegenwart wird.

Damit wird das Sujet – Der Phlox, Türkenbund und Skabiose, Ackerwinde oder Das Ahornblatt, um nur eine kleine Auswahl der Gedichttitel zu geben – nicht in Sprache abgebildet, sondern in der poetischen Faktur wird etwas hergestellt, in dem Gegenstand und Sprecher-Ich aufgehoben sind. In der poetischen Textura sind stets identifizierbare Referenzobjekte vorfindlich und zugleich sind sie diaphan für das Unnennbare und Unsagbare, das nicht greifbar, nur im Dichterwort erahnbar wird.

Explizit zu Wort kommt dieser Aufbruch ins Undeutbare z.B. in „**Der Weg zurück**“:

*Betäubender nie mehr
der Duft der Nachtviolen!
Nun geh ich mit Beschwer
auf brennend heißen Sohlen*

*den Weg der Kindheit weit
zurück, mir fremd geworden.
Kein Duft gibt mehr Geleit
prunkender Dahlienorden.*

*Der Garten meiner Lust,
schon längst ist er verwildert.
Den Schmerz in meiner Brust,
kein Wohl laut, der ihn mildert.*

*Die Drossel ist verstummt,
die mich als Kind entzückt hat.
Rings nacht, charonvermummt,
die mich dem Tag entrückt hat.*

Wie wenig rein mimetisch der Sprechende den Text inszeniert, wird schon in den einleitenden Worten deutlich. Da wird der Duft der Nachtviolen voller Expressivität in der Vorstellung evoziert. Die Nachtviole – im 5. Akt von Heinrich v. Kleists „Prinz Friedrich von Homburg“ sagt der Protagonist, als er mit verbundenen Augen zur Scheinhinrichtung geführt wird: „Ach, wie die Nachtviole lieblich duftet? – / Spürst du es nicht?“ Aber der Prinz täuscht sich, Rittmeister Stranz berichtigt ihn: „Es sind Levkojn und Nelken.“ Die Nachtviole wird, wie der Name schon besagt, mit dem Dunkel der Nacht assoziiert, hier bei Kleist im Gegensatz zum Licht des Tages, der Levkoje, in der das griechische „leukos“ enthalten ist, das „Lichte“, wie in der Lichtnelke.

Zu Beginn von Großmeiers Gedicht „Der Weg zurück“ also ein Naturbild, das so gleich über sich hinausweist. Es wird verwiesen auf den Gang ins Dunkle, ins Innere, in die Tiefe der Seele: „Nun geh ich mit Beschwer / auf brennend heißen Sohlen / den Weg der Kindheit weit / zurück, mir fremd geworden.“

Solche intertextuellen Bezüge im Werk Großmeiers sind nie aufgesetzt, sie eröffnen Horizonte, lassen Aussagen in weiten Dimensionen bewusst werden. Ist es Zufall, wenn Eichendorffs Gedicht „Der alte Garten“ (!) beginnt: „Kaiserkrone und Päonien rot, / die müssen verzaubert sein, / denn Vater und Mutter sind lange tot, / was blühen sie hier so allein?“ und Großmeiers Gedicht „Päonien“ einsetzt mit „Päonien, weiße, rote, / sie streuen ihm Blatt um Blatt, / damit zu mir der Bote / rot-

weißen Teppich hat.“? Oder wenn es bei Ingeborg Bachmann in „Die gestundete Zeit“ heißt: „Ärmlich brennt das Licht der Lupinen. / Dein Blick spurt im Nebel: / die auf Widerruf gestundete Zeit / wird sichtbar am Horizont.“ Und das Gedicht von Großmeier „Nach der Ernte“ beginnt mit „Die Lichter der Lupinen / im Regen längst erloschen / ...“

Zwei Beispiele für viele! Ein weites Feld eröffnet sich hier dem postmodernen Leser. Dies und vieles andere mehr gibt es zu entdecken in „Garten meiner Kindheit“.

Zum Schluss soll hier noch ein Gedicht gebracht werden, das scheinbar ganz traditionell daherkommt und das doch so fein die subtile Kunst Großmeiers deutlich macht.

Die Mutter

*Erinnerung an helle Zimmer
mit sandgeschrubbtem Bretterboden,
frisch gewaschenen Vorhängen, und immer
stand eine Vase Blumen auf dem Tisch.*

*„Ich bin im Moos beim Heueinfahren“,
die Mutter schrieb's auf ein Kalenderblatt,
das sich nach über sechzig Jahren
im „Alten Testament“ gefunden hat.*

*Und weiter schrieb sie: „Deine Jause
findst du im Bratrohr, bin auf d'Nacht
zurück!“
Kam von der Schule ich nach Hause,
so buchstabierte ich erst „Hans im Glück“.*

*Doch sollt ich die Geranien gießen,
die Nähmaschine putzen mit dem Tuch.
Ich hör sie noch die Tür aufschließen,
dann hüllt mich ein der Mutter Heugeruch.*

Erinnerung, mit dem zentralen Stichwort beginnt das Gedicht; ein Bild wird entworfen, aus der Tiefe des Inneren gerufen wird ein Bild, ein Innenraum. Zunächst kein Wort von der Mutter, und doch ist sie von Anfang an präsent, sie der Garant für Sauberkeit, Sicherheit, Geborgenheit: Der Boden ist geschrubbt, die Vorhänge sind gewaschen, auf dem Tisch sind in der Vase die Blumen arrangiert. Ein paar Zeilen, vor mehr als einem halben Jahrhundert geschrieben, Information über alltägliche, harte Bauernarbeit, der Sprechende hat sie wieder in Händen, die Worte der Mutter. In einem „Alten Testament“ hat er sie gefunden, schlichte Worte aus einer Welt, in der Natur, Arbeit, Familie, Religion nicht auseinandergefallen waren, alles seinen Platz, seinen Sinn im Leben hatte. Und wenn sie auch außer Haus schwer arbei-

tete, die Mutter, die Mutter war da für das Kind mit ihrer Fürsorge – für den „Hans im Glück“. Das Glück hieß nicht Freisein von Mühe, Glück war: in einer umfassenden, umfangenden Ordnung stehen.

Und dann der Umschlag in die Gegenwart: „Ich hör sie noch die Tür aufschließen, / dann hüllt mich ein der Mutter Heugerruch“. Der Erinnerungsraum hat sich mit Erinnerungen gefüllt; was da in der Tiefe des Sprechenden unverlierbar aufgehoben ist, wird vor dem Auge sichtbar. Das Geheimnis der Apparition wird Realität im Dichterswort. Die Mutter ist da, präsent, mit den Sinnen wahrnehmbar, ganz natürlich – für einen Moment ist das lyrische Ich wieder „Hans im Glück“, für einen Moment spürt der Leser: Die Zeit ist aufgehoben, incipit vita nova.

Das irdische Paradies – der Garten Eden – Garten meiner Kindheit.

Peter Waltner

Wilfried Stroh

Latein ist tot, es lebe Latein!

List Verlag 2007
ISBN 978-3-471-78829-5
18 Euro

Latein: Die totgesagte Sprache lebt

Professor Wilfried Stroh ist den meisten Mitgliedern unseres Vereins kein Unbekannter.

Hat der inzwischen emeritierte Münchner Ordinarius für klassische Philologie am Dom-Gymnasium doch einige aufwendige und aufsehenerregende Veranstaltungen, vor allem die Ludi Latini, aufgezogen, um das Interesse für Latein allgemein und das Lateinischsprechen im Besonderen zu fördern. Letztes Jahr löste Strohs Vortrag über die Bedeutung des Lateinischen bei den zahlreich erschienenen Freunden des Dom-Gymnasiums große Begeisterung aus.

Nun legt der Emeritus unter dem Titel „Latein ist tot, es lebe Latein!“ eine immerhin 400 Seiten umfassende „Kleine Geschichte einer großen Sprache“ vor. Das Buch ist für alle Lateinfreunde eine höchst erfrischende, nie langweilige Lektüre, gespickt mit witzigen Pointen und treffsicheren Seitenhieben auf Gott und die Welt.

Der Autor erzählt die Geschichte der lateinischen Sprache von ihren Anfängen in Latium, ihrer mit dem Aufstieg Roms wachsenden Bedeutung, dem mittelalterlichen Latein, der Begeisterung der Humanisten für die antike Literatur, der heraus-

ragenden Rolle Lateins als Sprache der Wissenschaft und der Kirche bis zur Wertschätzung eines gepflegten lateinischen Stils in der jüngsten Enzyklika des bayerischen Papstes Benedikt XVI. Anhand eingängiger Beispiele macht Stroh deutlich, wie Latein in modernen Sprachen fortlebt und wie es uns in tausend Redensarten, in wissenschaftlichen Fachausdrücken und nicht zuletzt im Internet begegnet. Gerade in der Tatsache, dass sich die Struktur des Lateinischen seit der Goldenen Latinität in der augusteischen Zeit nicht mehr verändert hat, in dieser Hinsicht also keine lebende – das heißt sich weiter entwickelnde – Sprache mehr war, sieht der Verfasser die Voraussetzung für das Fortleben des Lateinischen. Bei Bedarf seien lediglich neue Vokabeln hinzugekommen.

Der Autor geht auch auf die Frage ein, wie die Römer die Wörter wirklich ausgesprochen haben und inwieweit unser gesprochenes Schullatein nicht korrekt ist. Selbstverständlich ermutigt er auch dazu, lateinisch zu sprechen.

Weil die zahlreichen lateinischen Zitate alle an Ort und Stelle vom Verfasser in eingängiges Deutsch übersetzt sind, hat auch der Leser an diesem Buch seine Freude, der meint, mit seinem Latein schon am Ende zu sein. Wilfried Stroh versteht es, den Zauber der lateinischen Sprache beim Leser spürbar zu machen, vielleicht sogar den Funken der Begeisterung überspringen zu lassen.

Hans Niedermayer

Waldemar Fromm

„Es muss stimmig sein, es muss wahr sein“ (über Rudolf Matthias Hofer)

D.-R. Moser, W.Fromm, C.Raffelsbauer (Hg), Literatur in Bayern, 21. Jahrgang, Ausgabe Nr. 82, München, Dezember 2005, S. 52-55

„Isarstetten“ von Rudolf Matthias Hofer wurde schon 1994 in der 2. Ausgabe des Dom-Spiegels besprochen. Der Autor, vor Zeiten Dom-Gymnasiast, war auch bereit, den Freunden des Dom-Gymnasiums aus seinem Leben zu erzählen, von jenem Lebensabschnitt in den dunkelsten Jahren deutscher Geschichte: „Ein ganz durchschnittliches Schülerleben in der zweiten Hälfte des Dritten Reiches“ (Freisinger Dom-Spiegel, 6. Jahrgang, 1998, S. 6-10).

Welche schriftstellerische Potenz in R.M. Hofer steckt, bezeugte u.a. W. Frühwald, lange Jahre Professor für Neuere Deut-

sche Literatur an der LMU in München und Präsident der Deutschen Forschungsgesellschaft, der sich zu „Isarstetten“ folgendermaßen äußerte: „Stilistisch ist dies (sc. Buch) doch eine große Leistung. Ich bin auf Schritt und Tritt an jene gute bayerische Tradition erinnert, die durch Oskar Maria Graf Weltruhm erlangt hat. Herrn Hofer kann ich nur gratulieren.“

Warum R.M. Hofers Werk im Gegensatz zur Anerkennung von Seiten derer, die ein fundiertes Urteil zu fällen imstande sind, in der breiten Öffentlichkeit kaum rezipiert worden ist und weitgehend ein Insider-tipp blieb, darauf sucht W. Fromm in der Zeitschrift „Literatur in Bayern“ in seinem Beitrag eine Antwort zu geben: „Als man sich in der Literaturszene entschloss, den Literatur- und Kulturbetrieb zu desavouieren, hat sich Rudolf Matthias Hofer gerade hineinbegeben. Als das Regietheater eingeführt wurde, bestand er auf Werktreue. Als man dem Kanon die Neue Subjektivität entgegenschleuderte, fing er an, im Dialekt der Stimmung nach zu dichten und Volksstücke nach Nestroys Art zu verfassen. Und als man in den 90er Jahren schließlich mit der Nachkriegszeit seinen Frieden geschlossen hatte, erzählte er von den Kontinuitäten vor und nach 1945, nicht nur von den Brüchen. So viel Individualität schadet in der Regel der Bekanntheit...“

Aber die Lektüre dieses Artikels bietet weit mehr als nur Analyse verweigerter Rezeption und ist deshalb all jenen Lesern des Dom-Spiegels nachdrücklich zu empfehlen, die über Leben und Werk eines bayerischen Urgesteins Genaueres erfahren wollen.

Vermerkt werden soll hier insbesondere, dass die Gleichung R.M. Hofer = Isarstetten als unzutreffend aufgewiesen wird; mit ihr bleibt ganz ungerechtfertigt Hofers dramatisches und lyrisches Schaffen schlichtweg ausgeblendet.

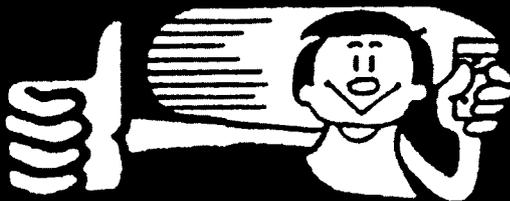
Obwohl wiederum kompetente Leute ihm attestieren, ein „geborener Dramatiker“ zu sein (Fritz Schuh), „sehr, sehr gute Volksstücke“ verfasst zu haben (Rudolf Noelte), sich als Autor von „ausgezeichneten und originellen Arbeiten“ erwiesen zu haben (Kurt Wilhelm), der Befund bleibt sich gleich; die Theaterstücke haben nie den Weg aus dem Bermudadreieck einer Rezeptionsverweigerung gefunden. Ein Schicksal, das seine Stücke, die Hörspiele nicht zu vergessen, auch mit seiner Lyrik teilen.

Vielleicht tragen ja nun die Ausführungen von W. Fromm ein bisschen etwas dazu bei, Sand ins Getriebe jener Mechanismen zu streuen, die so funktionstüchtig die kollektive Verdrängung eines Autors im Literatur- und Kulturbetrieb zu bewerkstelligen vermögen. Es wäre wahrlich an der Zeit, dass R.M. Hofers Werk endlich von einer breiteren Öffentlichkeit entdeckt wird.

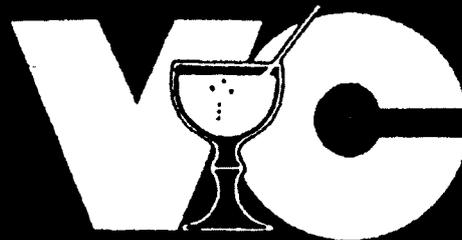
Hingewiesen sei auch auf die Tuschzeichnungen von Sigrid Hofer, R.M. Hofers Gattin, zu dem Roman Isarstetten, die in „Literatur in Bayern“ erstmals abgedruckt sind. Sigrid Hofer, die als freischaffende Malerin in Moosburg tätig ist und von der auch Werke bereits am Dom-Gymnasium in einer Sonderausstellung zu besichtigen waren, hat übrigens zu einem weiteren Beitrag von W. Fromm, und zwar einem über Clemens Brentanos „Gockel, Hinkel, Gackeleia“ (in „Literatur in Bayern“, 21. Jahrgang, Ausgabe NR. 84, München, Juni 2006, S. 40-47) zahlreiche farbige Illustrationen beige-steuert.

Peter Waltner

BÜCHER KYRIOS FREISING



**Nach dem Trimmen
Trink täglich**



**Die Erfrischung mit den
5 Vitaminen.**

Seit über 75 Jahren Ihr guter Partner für Getränke

SEIT 1929

Getränke HIRSCHMANN

Freising Sonnenstr. 20 · Ruf 6 29 31

Klassentreffen

Klassentreffen der Absolvia 1961

Mit einem Dankgottesdienst in Gaden und einem gemütlichen Beisammensein beging die Absolvia 1961 des Dom-Gymnasiums Freising den 45. Jahrtag der Aushändigung der Abiturzeugnisse. Vorne Mitte: Studiendirektor a.D. Georg Glück.

Gaden - 45 Jahre nach ihrem Abitur am Dom-Gymnasium in Freising trafen sich ehemalige Schüler und die einzige Frau aus den beiden Abiturklassen des Jahres 1961, um der gemeinsamen Zeit auf der Schulbank zu gedenken und auch, um zu hören, wie es den einzelnen Schulfreunden in den letzten fünf Jahren ergangen ist. Gefeierte wurde in Gaden, das Mittagmahl in Niederhummel im Wirtshaus „Am Dorfbrunnen“ eingenommen.



Groß war das Hallo, als sich am Samstagvormittag knapp die Hälfte der gut 30 Gymnasiasten, in ihren Reihen die einzige Schülerin dieses Jahrganges, 45 Jahre nach Aushändigung der Abiturzeugnisse im Haus eines ehemaligen Mitschülers, des damaligen Erstchargierten, trafen und sich nach fünf Jahren wieder in die Arme nehmen konnten. Nach einem kurzen alkoholfreien Umtrunk ging's dann in die Filialkirche St. Jakobus in Gaden, wo die beiden Priester, die aus der Absolvia 1961 des Domgymnasiums Freising hervorgegangen sind, mit ihren ehemaligen Klassenkameraden einen Gottesdienst feierten. Dabei wurde auch der bereits verstorbenen Mitschüler in einer Fürbitte gedacht.

Rückblickend auf die 65 oder mehr Lebensjahre, die für die meisten Schüler mittlerweile vergangen sind, auf die Schul- und Berufs-jahre, erinnerte Pallotinerpater Alois Schwarzfischer, der aus Salzburg angereist war, an drei der wichtigsten Dinge im Leben eines Menschen. Es sei unverzichtbar, einen Namen zu haben, sagen zu können „Ich bin wer“ und nicht – wie in Diktaturen – eine Nummer sein zu müssen. Wichtig sei es ebenso, feststellen zu dürfen, „Ich bringe schöpferisch etwas fertig“, bin deshalb „lebendig“, bin gereift durch Autoritäten wie etwa Eltern, Lehrer, Pfarrer. Als Drittes schließlich führte Schwarzfischer an, Heimat zu haben, Wurzeln schlagen zu können, geborgen zu sein, einfach „einen Stall zu haben“. Man müsse unbedingt lernen, zurückzuschauen auf das Leben, auf ein Leben in Frieden, Liebe und Freiheit, wie es die Absolventen des Jahrganges 1961 erleben durften. „Helft den Menschen leben“, dies sei der Auftrag der Menschheit, damit sie das „Leben in Fülle“ hätten, wie von Gott versprochen.

Ein riesiges Kompliment machte dann, noch in der Kirche, Studiendirektor a.D. Georg Glück, seinen ehemaligen Schülern. Er sei gerne gekommen, versicherte der fast 80-Jährige den Absolventen. Er fühle sich diesem Jahrgang besonders verbunden stellte Glück fest, und forderte im gleichen Atemzug lebenslanges lernen. Jung bleiben heiße, sich stetig weiterzubilden, stellte der erfahrene Pädagoge fest, und rief die Ehemaligen, „die Karriere gemacht haben und ganze Männer geworden sind“, folgerichtig auf: „Helft, (weiterhin) in Gesichter von Jungen zu sehen, in Gesichter von Freunden“.

Das Klassentreffen klang nach dem gemeinsamen Mittagstisch in Niederhummel mit einer Kaffeetafel in Gaden aus.

Raimund Lex

Klassentreffen

Klassentreffen Absolvía 1952



Unsere beiden Klassen (ab 1952: a-Klasse: Humanistisches Gymnasium; b-Klasse: Oberrealschule; vorher: b- und c-Klasse: Oberschule im Abbau) treffen sich seit dem Abitur im Jahre 1952 jährlich in Freising, anfangs mehr als lockere Zusammenkunft, seit vielen Jahren aber gut organisiert. Längst sind die Lebenspartner fest mit eingebunden und man kann wirklich von einer festen freundschaftlichen Gemeinschaft sprechen. Am 04.05.2007 gab es jetzt unser 55. Wiedersehen mit 51 Teilnehmern. Mit einem Gottesdienst in der Benediktuskirche im Dom, musikalisch gestaltet mit der Bauernmesse von Annette Thoma durch die Familie Meindl, und mit einer Dom-Führung durch Domrektor Guido Annese wurde heuer ein attraktives Rahmenprogramm geboten. Die gastronomische Versorgung erfolgte im Kardinal-Döpfner-Haus. Auch in diesem Jahr waren alle Teilnehmer mit dem Treffen hochzufrieden und für 2008 ist das nächste am 02. Mai bereits geplant.

Dr. Rainer Lihotzky

Klassentreffen Absolvía 1991 am 29.7.2007



Klassentreffen

Klassentreffen Absolvia 1982



Vorne:

Jackermeier Josef, Schlichenmaier Robert, Gruhn Raimund, Christian Mathias, Maier Wolfgang, Gessl Karin, Reindl Birgit, Nowotny Bernd, Kűfner Heidi, Gruber Anneliese, Maier Gabi, Sharbatov Eva, Brauer Gabi, Kuhberger Wolfgang, Mergen Alexander, Michl Max.

Mittlere Reihen:

Göbl Klaus, Weise Günther, Erbertseder Heribert, Felkel Günter, Hartl Matthias, Ludwig Heike, Partsch Gabriele, Burger Michael, Gruhn Maria, Linner Patrizia, Dulger Christina

Hinten:

Schmid Christian, Matschke Christian, Weber Manfred, Singer Martin, Klimm Peter, Lang Peter, Matz Stefan, Floßmann Katharina, Lugmaier Renate

Aus dem Vereinsleben Ein kurzer Rückblick...

Langsam etablieren sich einige Schnittpunkte zwischen der Schule am Freisinger Domberg und den Freunden des Dom-Gymnasiums. An markanten Stellen des Schullebens berühren sich der aktive Betrieb und das Engagement der fast 400 Mitglieder des Fördervereins. So sind der Preis für Ehrenamt und die Berufsinformationsveranstaltung inzwischen schon gute Übung. Ersterer zeichnet Abiturienten aus, die sich in besonderer Weise für ihre Mitschüler eingesetzt haben. Der mit 500,- Euro dotierte Preis wird im Rahmen der Verleihung der Abiturzeugnisse übergeben.

Die Berufsinformationsveranstaltung soll der Kollegstufe Hilfestellung sein bei der Entscheidung für eine Berufsausbildung oder ein Studium. Neben einem Hauptreferenten – im letzten Jahr der Präsidentin der FH München, in diesem Jahr dem Personalchef der Claus Hipp GmbH – informieren Mitglieder des Vereins über ihren beruflichen Werdegang, die momentanen Chancen auf dem Markt und geben ihre Erfahrungen mit Stipendien,

Auslandsaufenthalten und anderem weiter. Die Berufsinformation soll in den nächsten Jahren gemeinsam mit der Schule auf eine noch breitere Basis gestellt werden. Ergänzend zu Angeboten der Schule baut der Verein eine Datenbank mit Ansprechpartnern für möglichst jeden Berufszweig auf. So stehen den Schülern auch außerhalb dieses Informationsnachmittags das Fachwissen und der Erfahrungshorizont unserer Mitglieder zur Verfügung. Und der Verein wird seinem Anspruch, Brücke zu sein zwischen Schülern, Lehrern und Ehemaligen wieder ein wenig mehr gerecht.

Neben diesen herausragenden Aufgaben haben die Freunde des Dom-Gymnasiums auch im Hintergrund die Arbeit der Schule unterstützt. Für die Theatergruppe wurden 400,- Euro, für den Instrumentalunterricht Geige 1.000,- Euro zur Verfügung gestellt. Auch die Vernissage zur Ausstellung „Die Würde des Menschen ist antastbar“ im Landratsamt wurde mit einem kleinen Betrag bedacht.

Für seine Mitglieder und alle Interessierten veranstaltete der Verein unter anderem eine Domführung mit Kreisheimatpfleger Rudolf Goerge, Wieskurat Walter Brugger führte durch sein Kleinod am nördlichen Stadtrand von Freising und die Kunstbessenen kamen beim theatralischen Konzert der ehemaligen Dom-Schülerin Sonja Tiéschky voll auf ihre Kosten. Schade nur, dass trotz Präsentation des Vereins vor dem wieder stark veränderten Lehrerkollegium und Ankündigung der jeweiligen Veranstaltungen an der Schule auch im vergangenen Jahr wieder kein Schüler und kaum ein Lehrer zu uns gefunden hat. In diesem Punkt müssen wir in den kommenden Jahren noch aktiver werden, auch um ein Fortbestehen des Vereins über viele weitere Schüलगenerationen hinweg sicherzustellen.

Wenn Sie Fragen zur Arbeit des Vorstands haben, Anregungen oder Kritik äußern möchten, so zögern Sie nicht, mich anzurufen (0172 / 77 37 566).



Gratulation

Der Dom-Spiegel
gratuliert dem Vorsitzenden
des Vereins der Freunde
des Dom-Gymnasiums
Herrn Wolfgang Illinger und
seiner Frau Steffi
zur Vermählung.
Sie haben am 5. Mai 2005
in Freising geheiratet.

**Wir wünschen viel Glück
und viel Segen.**

Das Dom-Gymnasium im Schuljahr 2006/07

Mit ruhiger Hand das Gymnasium weiterentwickeln

Windfetzen auf hoher See

„Am hohen Stand des Abiturs darf es keine Abstriche geben.“ (Ministerpräsident)

„Der Sprachunterricht soll sich aufs Praktische konzentrieren! Shakespeare ist dafür nicht nötig.“ (Elternfunktionär)

„Wundern Sie sich über die Schnitte der Schulaufgaben? Es gehen zu viele mit schönen Übertrittszeugnissen aufs Gymnasium, ohne für uns geeignet zu sein.“ (Gymnasiallehrerin)

„Sie haben alle das Abitur, zu viele können aber Wesentliches nicht. Studienanfänger: Immer studierunfähig.“ (Hochschullehrer)

„Haben tolle Uni-Einserdiplome, was sonst! Kannst sie aber nicht brauchen.“ (Mittelständler)

„Was ihr, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt: Ich hab es von meiner Mutter geerbt.“

(G. A. Bürger, 1747-1794)

Sie sehen: Die Wellen schlagen (und schlugen wohl immer) auf das Schiffchen Ausbildung ein. Wem macht man es recht? Wo die Pluralität der Überzeugungen, die ständige Prüfung des Bestehenden bzw. des Üblichen und die Entscheidungsfindung nach Möglichkeit im kollektiven Konsens zu den Grundwerten des Zusammenlebens gehören, wäre ein Gemeinwesen und eben auch eine Schule nicht zu leiten, gäbe es nicht andererseits die Solidarität mit dem Beschlossenen und einen gemeinsamen, wenn auch nirgends definierten Grundwertekanon. Kritik darf uns nicht bewegungsunfähig machen, indem wir uns verunsichern auf den kleinsten gemeinsamen Nenner, das Nichts-Anrühren, zurückziehen.

Einsame Entscheidungen des Lehrers (gegenüber seiner Klasse) oder des Direktors (gegenüber seiner Schule), und seien sie ein Befreiungsschlag, führen aber auch nicht voran. Auch das Dom-Gymnasium stand im abgelaufenen Schuljahr vor vielen schwierigen Entscheidungen. Wir haben viel geleistet. Wir bekamen reichlich und differenzierte Anregungen und mussten uns ebenso vielfältiger Kritik stellen. Das wird in dieser Zeit des sozioökonomischen Umbruchs im Allgemeinen und der Einführung des G 8 im Besonderen auch die nächsten Jahre so bleiben. Bei den vielen Aufregungen und der wachsenden Tendenz zum Aktionismus wird deshalb für die Schule eine ruhige Hand nötig sein.

Es war ein Schuljahr voll mit Arbeit. Das allermeiste davon, der tägliche Unterricht zumal, erscheint in keinem Jahresbericht

und erfährt auch nicht die hohe Würdigung, die es verdient, weil man es eben für selbstverständlich hält. Ist es aber nicht!

Hervorheben möchte ich und mit Dank ehren die besondere Leistung, welche die Fachbetreuer während des ganzen Jahres erbringen und die von den meisten Schülern und Eltern unbemerkt im Inneren der Schule geschieht. Zu ihren eigenen Stunden hinzu kümmern sie sich um die fachliche Seite des Unterrichts der Kollegen, die Erfüllung des Lehrplanes, die Gerechtigkeit der Leistungserhebung und den fachlichen Anspruch der Schule insgesamt. Sie geben Impulse für Erneuerungen und besondere Aktionen im Fach und die Weiterentwicklung des Unterrichtes, einem Schlüsselbereich der nächsten Jahre. Sie sind Anlaufstelle für Beschwerden. Ihre so wichtigen Aufgaben sind in diesen Jahren der Veränderungen der Schulen sehr gewachsen, ohne dass der Arbeitgeber angemessen reagiert hätte, etwa in Form einer leistungsgerechten Gehaltzulage oder insbesondere einer Reduzierung von Unterrichtszeit. Jedes Unternehmen stellt seine Gruppenleiter von einem Teil des Tagesgeschäftes frei, besonders dann, wenn die Abteilung sich in einen Veränderungsprozess begibt. Im Gymnasium soll diese Gruppenleitung zusätzlich zur Tagesarbeit erbracht werden, und zum Nulltarif wird hier eine besondere Führungsleistung erwartet von Leuten, deren Tag auch nur vierundzwanzig Stunden hat. So beutet leider der Staat bedenkenlos den Idealismus seiner guten Kräfte aus. Hier ist dringend Abhilfe geboten! Wir Direktoren appellieren seit Jahren vergeblich an das für beamtenrechtliche Fragen zuständige Innenministerium.

Mit der Ausweitung der wöchentlichen Unterrichtszeit ist das achtjährige, das neue Gymnasium, einen Weg gegangen, in den auch wir uns erst finden müssen. Wir am Dom-Gymnasium haben sehr einhellig die Streichung des 13. Schuljahres nicht gewollt. Nachdem aber jetzt auch klar ist, wie die neue Oberstufe aussehen wird, soll man die Schulen in Ruhe an die Umsetzung der Gymnasialreform gehen lassen. Es ist kontraproduktiv, wenn die Landeselternvereinigung (LEV) als Retourkutsche, weil ihr Vorsitzender mit seinen Vorstellungen zur Neugestaltung der Oberstufe nicht durchgedrungen ist, eine Belastungsdiskussion vom Zaun bricht und Eckpunkte des G 8, wie die Intensivierungsstunden und den Beginn der 2. Fremdsprache in der 6. Klasse, wieder zur Disposition stellen will. Wir am Dom-Gymnasium halten

die Intensivierungsstunden für ein großes Plus und haben in den Gremien einmütig entschieden, dass wir sie alle trotz Freigabemöglichkeit auch in der Mittelstufe als Pflichtstunden beibehalten werden. Die Schüler sollen ihr Recht auf individuelle Förderung ungeschmälert behalten, auch wenn sie dadurch zwei Wochenstunden mehr Unterricht haben. Die Staatsregierung soll keine Hilfestellung bekommen, die Intensivierungsstunden demnächst wieder zu streichen. Andererseits haben wir den Schülern der Mittelstufe die Wahl ihrer Intensivierungsstunden freigestellt. Da bei hat sich insbesondere die Physik als Zielfach bestätigt. Die zusätzliche Praktikumsstunde für den physikalischen Anfangsunterricht, welche die Schulleitung seit längerem anstrebte, aber aus Budget- und Lehrermangel im G 9 nicht durchsetzen konnte, ist damit in anderer Form im G 8 durch die Schülerwahl erzwungen worden.

Die Umsetzung der achtjährigen Gymnasialzeit verlangt von uns eine klarere Ortsbestimmung als bisher, wie wir es mit dem Nachmittagsunterricht und also mit der Ganztageschule und ihrer Rhythmisierung halten wollen. Wir sind aus diversen Stundenplanzwängen im vergangenen Jahr hier leider nicht vorangekommen. Ebenfalls noch ungelöst ist die wählbare tageweise Nachmittagsbetreuung und ein wünschenswerter Förderunterricht schon im ersten Schulhalbjahr. Hier besteht ein deutlicher Elternwunsch und ein sachlich dringender gewordener Handlungsbedarf. Andere Schulen in anderen Landkreisen sind uns da bereits deutlich voraus. Unsere Gefährdeten- und Wiederholerzahlen (einschließlich der freiwilligen Rücktritte) sind, besonders in ihrer Wellenartigkeit, nicht so, dass sie keinen Anlass zur Sorge gäben, auch wenn sie im G 8 zurückgegangen sind. Sie wurden in mehreren Sitzungen des Elternbeirates und in Gesprächen mit der Schulleitung vehement thematisiert. Wenn das fachliche Niveau der Ausbildung nicht sinken soll, dann muss verstärkt auf der methodischen und erzieherischen Seite nachgedacht werden. Schlechte Ergebnisse in der Mittel- und Oberstufe haben auch in Französisch, Mathematik und Physik weniger mit Begabung als mit Motivation und mit Flucht- und Ersatzbeschäftigungen zu tun. In der Unterstufe ist das anders. Hier tritt auch eine echte Überforderung auf, die einen Schulwechsel nahe legt. Das in diesem Schuljahr eingesetzte neue Fördermodell für versetzungsgefährdete Schüler der 9. und 11. Klassen erfasste erst eine Minder-

heit. Schüler der Oberstufe und Studenten arbeiten in engem Kontakt zu den Klassenlehrern in Kleingruppen zwei Mal pro Woche mit den Schülern den Stoff nach. Die Eltern bezahlen den (mäßigen) Beitrag für die vereinbarte Zeit im Voraus im Sekretariat. Das Modell hat sich bewährt, und ich danke den verschiedenen Tutoren und Lehrern sehr, sich dafür eingesetzt zu haben. Die Finanzierungslücke hat der Elternbeirat geschlossen. Bei einer systematischen Nachmittagsbetreuung werden auch wir aber ohne eine Beteiligung der Kommunen nicht mehr auskommen. Hier werden wir sehr bald z.B. mit der Stadt Freising eine Verständigung suchen und um Unterstützung in der Wahrnehmung unserer sozialen Verantwortung bitten müssen.

Einen vorsichtigen ersten Schritt in Richtung Nachmittagsangebot haben wir mit dem neuentwickelten Kooperationsmodell Instrumentalunterricht durch die Musikschulen gemacht. Hier ist das Dom-Gymnasium Vorreiter, der andernorts nachgeahmt wird. Da wir budgetbedingt den Unterricht für die klassischen Streichinstrumente nicht mehr selbst geben konnten, haben wir über eine Kooperation samt Mischfinanzierung doch den Nachwuchs mehr als absichern können. Die Freunde des Dom-Gymnasiums haben hier den wesentlichen Beitrag geleistet, dass zusammen mit dem Staat und Elternbeiträgen etwas bewegt werden konnte. Ich danke

dem Vorstand sehr für seine großzügige Unterstützung. Wir haben damit Eltern wie Schülern Zeit, Wege und sehr viel Geld ersparen geholfen. Wenn auch die Stadt Freising einseitig von einer der Musikschulen (3klang e.V.) noch immer eine Gebühr für die Unterrichtserteilung im Dom-Gymnasium erhebt, die ja letztlich auf die Eltern dieser Schüler umgelegt werden muss, so hoffen wir doch, dass der neue Instrumentalunterricht weiterhin so guten Zulauf haben wird. Noch nie hatten wir bei Geige und Cello 16 Anfänger aus den 5. und 6. Klassen!

Drei, in ihrer Eigenart jeweils sehr profilierte Lehrer verlassen das Kollegium und treten in den wohlverdienten Ruhestand: Herr OStR Johann Betz, Deutsch und kath. Religionslehre, Herr StD Peter Waltner, Deutsch, Latein, Sozialkunde, Schulpsychologie und Frau Monika Strohbusch, Biologie und Chemie, Präventions- und Suchtkuratorin. Gerade die beiden Kollegen Waltner und Strohbusch haben durch ihre Sonderaufgaben für die Schüler sehr viel Gutes bewirkt und werden uns sehr abgehen.

Die allgemeinen Neueinschreibungszahlen sieht die Schulleitung mit gemischten Gefühlen: Zum zweiten Mal (nachdem das vergangene Jahr schon eine Spitze gebracht hatte) wurden so viele Kinder neu angemeldet wie noch nie (ca. 145). Sie

müssen in vier für heutige Verhältnisse übergroßen 5. Klassen untergebracht werden. Damit haben wir eines unserer Qualitätsmerkmale, kleinere Klassen als andere, größere Gymnasien zu haben, ein zweites Mal nacheinander nicht erreichen können. So schön es ist, über sprunghaft steigende Anmeldungen zu erfahren, dass in der Elternschaft die Leistungen des Dom-Gymnasiums geschätzt werden, so bedenklich ist der Andrang im Übermaß: Wir laufen Gefahr, ein wesentliches Plus zu verlieren und mit dann knapp 750 Schülern keine kleine, individuelle Schule mehr zu sein.

Ruhe braucht die Schule derzeit, nicht ein unschlüssiges Vor und Zurück in Sachen G 8, will sie den Wandel schaffen, ohne das Kind mit dem Bade auszuschütten. Das neue Gymnasium mit seiner Ganztagestendenz eröffnet uns ja auch neue allgemeine schulische Möglichkeiten, mit denen sowohl mehr Bildungsgerechtigkeit hergestellt als auch gegen den nachmittäglichen Fernseh- und Computerspielkonsum angegangen werden kann. Es ist dem Minister zu wünschen, dass er dem Gymnasium einen klaren und geraden Kurs zu sichern in der Lage ist, mit Arbeitsbedingungen, unter denen die Lehrer ihre bekannte, von der vielen Belastung fasst erdrückte, aber derzeit umso notwendige Kreativität und Individualität wieder entfalten können zum Segen ihrer vielen Schüler.



Wir gratulieren

90 Jahre

Herbert Rott 25.02.1918

80 Jahre

Dr. Guido Sandler 05.07.1928

Anton Mayer 16.08.1928

75 Jahre

Rolf-Günter Weber 08.08.1932

Dr. Friedrich Fahr 15.12.1932

Roland Freyberger 03.02.1933

Richard Lindermaier 01.03.1933

Josef Landenhammer 09.03.1933

Alfred Feichtbauer 26.03.1933

Alois Hartl 03.05. 1933

Dr. phil. Anton Huber 04.05.1933

70 Jahre

Anton Kratzl 04.03.1938

Rosemarie Seiler 20.04.1938

65 Jahre

Hans Binder 04.09.1942

Dr. Albert Scholtz 23.09.1942

Dr. Ingolf Winkelmann 24.09.1942

Konrad Schlaipfer 13.11.1942

Peter Waltner 20.12.1942

Dr. Bodo Uhl 07.01.1943

Josef Mayr 18.01.1943

Karl-L. Freiherr v. Lichtenstern 05.02.1943

Lothar Fröhlich 08.02.1943

Sebastian Hagl 01.03.1943

Martin Gleixner 04.03.1943

Kurt Diller 09.03.1943

Dr. Siegfried Langenbuch 30.05.1943

Prof. Dr. Josef Phillip 06.06.1943

Arthur Heger 13.07.1943

Wolfgang Gleich 17.07.1943

Die Besten sind an der Spitze nicht einsam

Gleich acht Absolventen des Dom-Gymnasiums haben zum Abschluss die Note 1,3 oder besser

Von Sarah Portner

Freising ■ Einsame Spitze sind sie nicht, die besten Abiturienten am Dom-Gymnasium. Nicht, weil die Resultate nicht erstklassig wären. Aber einsam können sie sich an der Spitze eben nicht fühlen: Gleich acht Absolventen haben in diesem Jahr einen Durchschnitt von 1,3 oder besser erreicht.

Jahrgangsbester ist Ludwig Straub. Der Freisinger, der die Leistungskurse Mathematik und

Physik gewählt hatte, schaffte seinen Abschluss mit 1,0. Mit der Note 1,1 folgen Angelika Bock aus Neufahrn (Leistungskurse Biologie und Latein), Christina Konrad aus Kranzberg (Französisch, Latein) und Sarah Maierhofer aus Freising (Geschichte, Mathematik). Eine 1,2 gab es für Franziska Hahn aus Marzling (Biologie, Latein) und Michaela Münzel aus Freising (Latein, Physik). Mit einer 1,3 wurden schließlich Andreas Albert aus Freising (Geschich-

te, Griechisch) und Loreen Richter aus München (Erdkunde, Mathematik) für ihre Mühen belohnt.

Charakteristisch für den diesjährigen Abiturjahrgang ist nach Auskunft des Schulleiters Alfons Strähhuber, dass dieser in gewissem Sinne zweigeteilt ist. Zum einen gäbe es 17 Abiturienten mit einer Eins vor dem Komma, was fast einem Drittel der Stufe entspräche. „Andererseits ist aber heuer auch die Gruppe derer, die es gerade noch so geschafft haben, relativ

groß“, sagte der Direktor des Dom-Gymnasiums.

Das Abitur nachschreiben muss auf dem Domberg keiner, alle 55 Schüler der K 13 haben die Prüfungen komplett abgelegt. „Insofern ist die Hürde schon 'mal genommen“, sagte Strähhuber. Allerdings haben fünf Gymnasialisten die Reifeprüfung noch nicht endgültig bestanden und müssen noch zur mündlichen Prüfung antreten. „Aber das kriegen wir schon hin“, äußerte sich der Schulleiter optimistisch.

Zielstrebig – und der Nähe zu München verbunden – zeigten sich die acht Spitzenabiturienten im Hinblick auf ihre weiteren Pläne. Die Antworten auf die Frage nach dem Wunschstudium kamen wie aus der Pistole geschossen. Franziska Hahn und Loreen Richter möchten Medizin studieren, wahrscheinlich in der bayerischen Landeshauptstadt München. Angelika Bock strebt ein Psychologiestudium in München an. „Slawistik in München oder Berlin“, so die Pläne von Andreas Albert; „Physik in München oder Heidelberg“, so die von Ludwig Straub. Ebenfalls Physik studieren will Michaela Münzel. Nur wo, weiß sie noch nicht. „Ups“ war die Antwort auf die Frage nach ihrem zukünftigen Wohnort.

Christina Konrad geht nach Niederbayern. Sie möchte in Passau internationale BWL studieren. Nicht ganz sicher ist sich Sarah Maierhofer: „Wahrscheinlich Maschinenbau“, sagte sie. Ein so genanntes „gap year“ einschieben und einen Freiwilligendienst leisten oder ins Ausland gehen will keiner der jungen Erwachsenen. „Erstmal anfangen“ sei die Devise, so Christina Konrad. Sarah Maierhofer sagte, man könne immer noch während des Studiums ein Auslandssemester einlegen.



Freudestrahlen bei der achtköpfigen Spitzengruppe des Dom-Gymnasiums: Michaela Münzel, Franziska Hahn, Angelika Bock, Andreas Albert, Christina Konrad, Ludwig Straub, Loreen Richter und Sarah Maierhofer (von links) haben alle einen Durchschnitt von 1,3 oder besser.
report/Foto: Einfeldt

SZ · 20.06.2006

Später mal an das Paradies auf dem Domberg denken

Ein Spitzenjahrgang lässt sich feiern

Schulleiter Strähhuber an seine 54 Abiturienten: „Wichtigste Prüfungsphase überstanden“

Von Sabina Dannoura

Freising ■ „Alles hat seine Zeit“, sagte Direktor Alfons Strähhuber. Für 54 Absolventen des Freisinger Dom-Gymnasiums war am Freitag die Zeit zu feiern: Nach neun Jahren des Lernens wurden ihnen die Reifezeugnisse ausgehändigt. Damit hätten sie mit Erfolg „den wichtigsten Abschnitt ihrer Prüfungsphase“ überstanden, freute sich Strähhuber mit den jungen Leuten.

Orchester und Big-Band des Dom-Gymnasiums gaben beschwingte Klänge zum Besten, die den fröhlichen Charakter der Entlassfeier musikalisch vorgaben. Schließlich sei die Schulzeit oft „a Plog“ gewesen und man habe auf das Ende lange gewartet, bekannte Rita Straub stellvertretend für die Eltern. In bayerische Verse packte sie ihre Reminiszenz und empfahl den Abiturienten, sich an das Paradies auf dem Domberg zu erinnern, sollte es später einmal nicht so laufen.

Stadträtin Maria Lintl ermutigte die Absolventen, „sich nicht mit Mittelmaß zufrieden zu geben“. Dank hervorragender Studienbedingungen hätten sie „Chancen für eine außergewöhnliche Ausbildung“. Andererseits seien aber ganze Berufszweige arbeitslos und Deutschland befinde sich ökonomisch in einer Orientierungsphase. „Es erwartet sie also ein Spagat zwischen wissenschaftlicher Anforderung und wirtschaftlicher Unsicherheit.“

Katharina Cislak und Franziska Hahn stellten in der Schülerrede stolz fest: „Unsere Absolvata ist ein Spitzenjahrgang.“ Nicht nur die Leistungen waren angesichts eines Notenschnitts von 2,31 „vorbildlich“, wie Strähhuber später bestätigte. Die beiden



Direktor Alfons Strähhuber mit seinen besonders engagierten Schülern Barbara Wüst, Robert Hagemann und Elisabeth Kopp sowie Wolfgang Illinger (Vorsitzender der Freunde des Dom-Gymnasiums) und Kollegstufenbetreuer Hermann Letzel.
Foto: Einfeldt

Abiturientinnen stellten insbesondere das außerschulische Engagement heraus: „Wir entwickelten uns zu einer engagierten, tatkräftigen und vielleicht sogar organisationswütigen Kollegstufe“. Nicht verschwiegen wurde, dass „Durchhaltevermögen, Flexibilität und Leidenschaft“ durch „fast rekordverdächtige Lehrerwechsel“ die Schüler auf die Probe stellten. In der Bilanz habe die gute Abiturvorbereitung die Schwierigkeiten aber überwogen, meinte Hahn.

Für die außerschulischen Aktivitäten hätten sich die Gymnasialisten „mehr Anerkennung“ gewünscht, machte Cislak deutlich. Ausdrücklich dankte sie einigen Lehrern für deren „motivierten Einsatz“. Als Anregung, nicht als Vorwurf, wollte das Mädchen noch die Frage verstanden wissen: „Würde der Schule nicht mehr Humanitas gut stehen?“

Strähhuber ging auf diese kritischen Töne in seiner Festansprache nicht ein. Er charakterisierte

den Jahrgang als aufgeschlossen, freundlich und „vorbildlich in eurem sozialen Zusammenhalt“. Drei junge Leute hatten sich ganz besonders hervorgetan: Elisabeth Kopp, Barbara Wüst und Robert Hagemann erhielten von den „Freunden des Dom-Gymnasiums“ einen Scheck über jeweils 200 Euro. Vorsitzender Wolfgang Illinger: „Am Dom-Gymnasium ist systemimmanent, dass das soziale Engagement umgekehrt proportional zur Note ist.“

SZ · 01.07.2006

Dem Wir-Gefühl einen Platz gegeben

Neues Domgymnasium wurde vor 25 Jahren eingeweiht – Gestern Jubiläumsfeier

Freising (sd) – „Der 25 Jahre alte ‚Neubau‘ des Dom-Gymnasiums ist wie ein Schiff, das Jahr für Jahr seine lebendige Fracht sicher getragen hat“, eröffnete gestern Architekt Helmut Gebhard in der Aula den Festakt zur Jubiläumsfeier. Vor einem Vierteljahrhundert wurde die Freisinger Schule vergrößert – und passte sich mit ihrem Stil perfekt der Silhouette des Dombergs an.

Gestern, vor genau 25 Jahren, wurde der neue Teil des

Dom-Gymnasiums feierlich den Lehrern und Schülern übergeben. „Die Jubiläumsfeier ist eine Stunde der Wiederbegegnung für alle Ehemaligen, die damals live dabei waren“, erklärte Schulleiter Alfons Strähuber vor Hunderten Schülern, Lehrern und geladenen Gästen in der großen Aula. Die erste Überlegung sei damals gewesen, das Gebäude komplett abzureißen – „doch glücklicherweise wurde die historische Substanz erkannt und mit dem Neubau

der Charakter des Dombergs erhalten.“ Der damalige Architekt und erste Planfertiger, Helmut Gebhard, bezeichnete die Aula des Gymnasiums als Mittelpunkt der Schule.

„Die Gestaltung der Aula vermittelt ein Wir-Gefühl.“

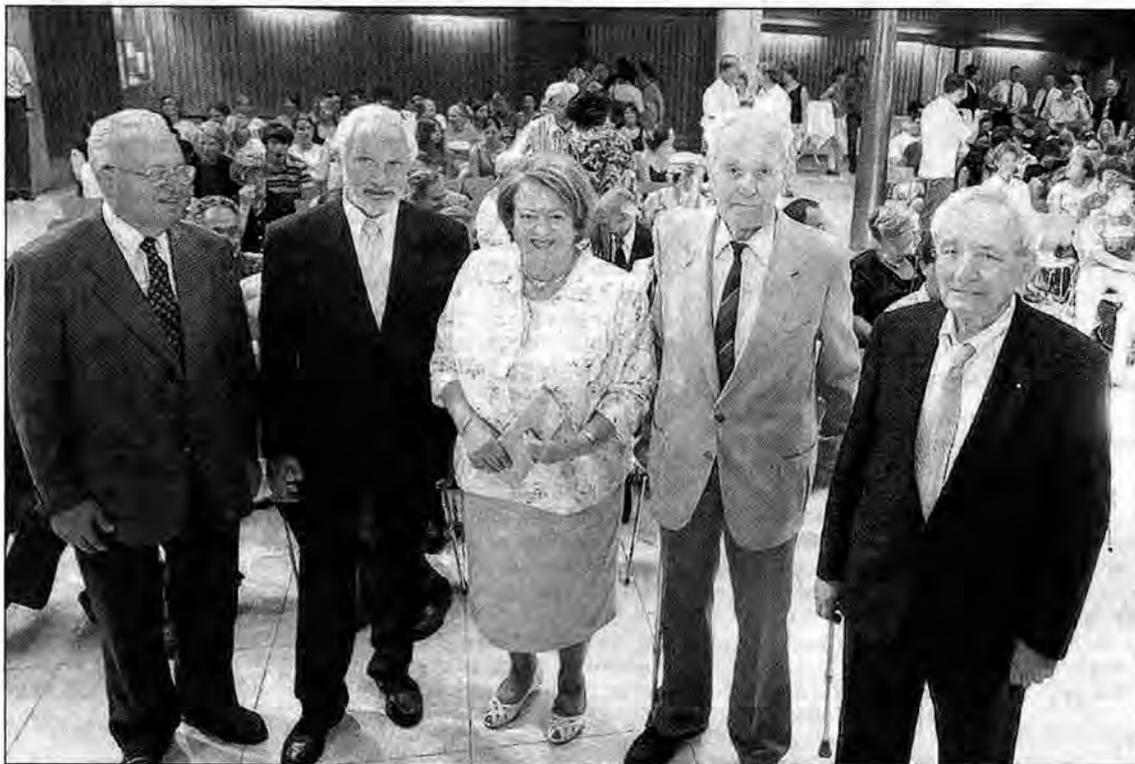
Dom-Architekt Helmut Gebhard

„Das Gewölbe aus dem Eingangsbereich wurde in der Halle aufgegriffen, sonst

hätte die Aula erdrückend gewirkt“, berichtete der Experte. Insgesamt hätte die „kommunikative Architektur“ der großzügigen Aula das Zusammengehörigkeitsgefühl der Schüler und Lehrer gefördert. Die Säule in der Mitte, auf der eine Hand eine Kugel umschließt, setze einen Akzent und gebe auch eine geistliche Aussage wieder. „Ich hoffe, dass hier noch viele weitere Generationen glücklich aufgenommen werden“, schloss der Architekt seine lange Rede.

Wolfgang Diepolder, der zur Zeit des Neubaus Schulleiter des Gymnasiums war, gab anschließend beim Diavortrag „Ein Bau in Bildern“ überraschende Einblicke in das Geschehen von 1981.

Zum Erlebnis machte Annemarie Schmid, Studienrätin außer Dienst, die Veranstaltung für alle Ehemaligen: In einem Bühnengespräch ließ sie die Nostalgie des Altbaus wieder aufleben. Musikalisch umrahmt wurde die Feierlichkeit durch Auftritte der Volksmusikgruppe, Solisten und dem Dom-Orchester mit Stücken von Musorgskij und Vivaldi.



Feierten gestern mit Hunderten Schülern, Lehrern und Ehemaligen das Jubiläum des Dom-Gymnasium-Neubaus: (v. l.) Dombibliothekar Sigmund Benker, Schulleiter Alfons Strähuber, Studienrätin a. D. Annemarie Schmid, ehemaliger Direktor Wolfgang Diepolder und Architekt Helmut Gebhard.

Foto: Gleixner

FT · 28.07.2006



Weibliche Verstärkung für Dom-Kollegium

Frischen Wind bringen zum Schuljahresbeginn fünf neue Lehrerinnen in das Freisinger Dom-Gymnasium. Inklusive Kollegstufe beherbergt die Schule heuer 24 Klassen

mit insgesamt 746 Schülern. 123 Kinder pauken seit Mittwoch in den fünften Klassen, die durchschnittlich mit 30 Schülern besetzt sind. Außerdem kann wieder aus dem

vollen Kollegstufenkursangebot geschöpft werden. Unser Foto zeigt (v. l.) die neuen Lehrkräfte Lilian Grönewold (Deutsch/Französisch), Eva Hoffmann (Deutsch/Ge-

schichte), Christiane Kuhn (Evang. Religion/Sport), Schulleiter Alfons Strähuber, Claudia Rester (Deutsch/Geographie) und Silke Veitl (Biologie). ■ Foto: leh

FT · 16./17.09.2006

Weihnachtsbotschaft erstrahlt am Domberg

Mit Hilfe einer Laser-Projektion mahnen die Schüler des Domgymnasiums zu Frieden in aller Welt

Von Nico Bandl

Freising ■ Auf sehr ungewöhnliche Weise haben die Schüler des Domgymnasiums die diesjährige Weihnachtsbotschaft verkündet: mittels einer Laser-Projektion. Verantwortlich für das Spektakel waren Lehrerin Rita Wörmann und Ingenieur Steffen Brühmann von der Klangverwaltung Eching. Schüler sorgten mit Musik und einem Gedicht für Unterhaltung.

Wörmann hatte angekündigt, sie werde dieses Jahr mit ihrer Weihnachtsbotschaft nicht innerhalb der Schulhausmauern bleiben. Das Ergebnis war kaum zu übersehen, als an den äußeren Mauern des Domgymnasiums bunt, aber mit einfacher Schrift die diesjährige Friedensbotschaft aufleuchtete: „Frieden allen Menschen guten Willens“.

Vorweg bedankte sich Schulleiter Alfons Strähuber bei den Beteiligten, die dieses Projekt ermöglicht hatten. Dazu gehörten der Landtagsabgeordnete Helmut Fischer und Stadtrat Erich Irlstorfer. Sie sprachen von der Verantwortung, diese wichtige Botschaft zu unterstützen. Fischer fügte hinzu, er sei „von Anfang an begeistert von Rita Wörmanns Engagement“ gewesen.

Wörmann schilderte anschließend, dass sie am Domberg auf die Wurzeln und den Sinn von Weihnachten aufmerksam machen wollte. Entscheidend sei das Thema Frieden: „Es geht uns alle in der



An dem Projekt Frieden-Smiley beteiligen sich Stefan Holzer, Aaron Metz, David Fischer, Clemens Rutmann, Jonas Fischer, Lena Wölfle, Lehrerin Rita Wörmann und Ingenieur Steffen Brühmann (v. li.). efm

Stadt und im Landkreis an“, bekräftigte sie und machte außerdem auf die weltweite Brisanz des Themas aufmerksam. „Ob im Zusammenhang mit Islamisten,

Atom, diversen Kriegen bis hinein in die Problemkonstellation der Familien, die Weihnachtsbotschaft ist hochaktuell.“ Da heutzutage keine Engel mehr die Frie-

densbotschaft bringen, wurden die Technikschrüler mit Hilfe eines Laser-Crash-Kurses von Steffen Brühmann zu der Projektion befähigt.

SZ · 21.12.2006



„Flug des Todes“ vom Domgymnasium an der Börse unschlagbar

Rund 120 Schülergruppen aus dem Landkreis Freising nahmen am Planspiel Börse teil, aber der „Flug des Todes“ überragte letzten Endes alle. Bis zum 27. September letzten Jahres schlossen sich Schüler zu kleinen Gruppen zusammen. Für jede Spielgruppe gab es ein Wertpapier-Depot mit einem fiktiven Startkapital von 50 000 Euro. Über mehrere Wochen, bis zum 12. Dezember,

konnten die Jugendlichen aus einer Auswahl realer Wertpapiere Einkäufe und Verkäufe tätigen. Wer am 12. Dezember das meiste Geld auf seinem Konto angehäuft hatte, war der Sieger des kniffligen Börsenwettbewerbs. Michael Hellerling, Vorstandsmitglied der Sparkasse Freising, und Marietta Pichlmaier, Mitarbeiterin, überreichten gestern den fünf besten Grup-

pen des Landkreises im Sparkassensaal Urkunden und Geldpreise oder Restaurant-Gutscheine. Die Gruppe „Der Flug des Todes“ landete im Landkreis Freising auf Platz eins. Christina Nefzger, Rebekka Bauer, Anna Hofmann und Leoni Schwaiger vom Dom-Gymnasium nahmen dafür 150 Euro entgegen. Ihre Taktik: „Möglichst viel Geld auf eine Firma setzen“, so Anna

Hofmann. Besonders viele Aktien hätten sie von der Deutschen Telekom, von Apple und VW gekauft, sodass sie letzten Endes 55 441,09 Euro anhäuften. Schüler Raphael Marza von der Gruppe der „Geldscheißer“ hatte regelmäßig die Aktienkurse in der Zeitung studiert. Dies hatte auch seine Gruppe zum Erfolg geführt, schließlich wurde seine Mannschaft im Landkreis

Zweiter. Michael Hellerling ließ in seiner Rede die lange Tradition des Planspiels Revue passieren. So hätten beim ersten Wettbewerb, vor 24 Jahren, deutschlandweit nur rund 4500 Teams teilgenommen – heute seien es hingegen 39 700 Gruppen. Außerdem lobte er den praktischen Wert des Planspiels, da die Schüler „die Wirtschaft hautnah erleben“ könnten. ■ ch/Foto: leh

FT · 31.01.2007



Rund 200 Eltern erwarteten sich vom gemeinsamen Informationsabend der drei Gymnasien eine Hilfestellung, welcher Zweig fürs eigene Kind am besten geeignet scheint

Foto: Lehmann

Die Freisinger Gymnasien haben viel gemeinsam

Freising – Eine „vertiefte Allgemeinbildung“, so nannte Richard Schnell, Beratungslehrer am Freisinger Domgymnasium, sei es, was die Schulausbildung am Gymnasium ganz grundlegend kennzeichne. Kinder, die zudem Interesse an der Sprache und am Lesen zeigten, seien bestens geeignet für diese Schulart.

Rund 200 interessierte Eltern konnten die Schulleiter der drei Freisinger Gymnasien am Donnerstag zum Übertrittabend in der Aula

des „Dom's“ begrüßen. Mit einem naturwissenschaftlich-technologischen, einem musischen sowie einem humanistischen Gymnasium habe man in Freising ein „riesiges“ Angebot, betonte Schnell. Dass alle drei Gymnasien „viel gemeinsam“ hätten, wurde schnell deutlich.

Gerade im Kernfach Mathematik seien auch humanistisches und musisches Gymnasium nicht „auf der Schmalspur“, unterstrich Richard Schnell. „Da sind

wir keine Bimmelbahn.“

Den geistigen Grundlagen der Antike werde am humanistischen Gymnasium im Fach Altgriechisch Rechnung getragen, die Musik sei in ihrer Einrichtung Profulfach, betonte die Direktorin des Camerloher Gymnasiums, Ulrike Dutsch. Bedingt durch Instrumentalstunden am Nachmittag fielen am musischen Gymnasium bereits in der fünften Klasse 32 Wochenstunden an. Eltern, welche ihre Kinder gerne ans „Ca-

merloher“ schicken würden, sollten sicher sein, dass diese auch „Freude“ hätten am Üben. Bigband, Combo, oder Flötenensemble, die Auswahl sei groß. Besonders Freude, so Ulrike Dutsch, sei es für sie, dass mit der Einführung des achtstufigen Gymnasiums das Orchester sogar „noch größer“ geworden sei. „Wir haben mittlerweile 48 Mitglieder.“ Als „Grundlage“ aller romanischen Sprachen werde dem Fach Latein am Domgymnasium große Bedeu-

tung beigemessen.

Drei Fremdsprachen könnten auch am Josef-Hofmüller-Gymnasium erlernt werden, wenn sich das Kind für den neusprachlichen Zweig entscheide. Ein „Klima des Vertrauens“ sei oberstes Ziel der Erziehungsanstalten, betonte der Leiter des Domgymnasiums, Oberstudiendirektor Alfons Strähhuber. Sowohl Lehrer, als auch Eltern müssten Kritik annehmen können. Dass es den Kindern nach dem Übertritt oft

gar nicht leicht falle, mit der neuen Lernumwelt zurechtzukommen, machte Beratungslehrer Richard Schnell durch Schülerzitate deutlich.

So soll ein Fünftklässler einmal gesagt haben: „Wir finden es nicht gut, dass die Lehrer an der Grundschule glauben, alles Wichtige lernt man am Gymnasium und die Lehrer am Gymnasium glauben, alles Wichtige hätten wir schon in der Grundschule gelernt.“

■ Maria Martin

FT · 10./11.03.2007

Mit Musik wird sogar der Geschlechterkampf leichter

Die ehemalige Dom-Gymnasiastin Sonja Tiëschky und ihr Partner Andreas Diekmann singen von Zank, Streit und Liebesgeflüster

Freising ■ Das in rotes Tuch gehüllte Tischchen und die zwei Stühle, welche im Musiksaal des Dom-Gymnasiums die Bühne markierten, verhiessen den Freunden des Dom-Gymnasiums nicht gerade einen unterhaltsamen Abend. Als schließlich der Pianist herein-gestolperte und ein Paar, das nach Worten der Verständigung mit sich und mit dem Publikum suchte, in nicht bester Stimmung folgte, mochte man sich immer noch fragen, wo hier das in der Einladung angekündigte Feuerwerk aus Gesang und Schauspiel zünden sollte.

Doch rasch entzündeten der Witz der Dialoge und der Mimik gute Stimmung und schon das erste Lied ließ vernehmen, dass Sonja Tiëschky, die schon als Schülerin der Schule mit ihrem gesanglichen und schauspielerischem Können aufgefallen war, nicht zu viel versprochen hatte. Zusammen mit ihrem Gesangspartner, dem Schauspieler und Sänger Andreas Diekmann, und dem jungen Jazzpianisten Stephan Barents stellte sie den Freunden ihrer alten Schule mit „An die Sonne ... und das ist

erst der Anfang!“ ihr erstes Unterhaltungsprojekt vor, das sie neben ihrer beruflichen Tätigkeit als Psychologin mit spürbarem Engagement und packender Begeisterung für die Künste erstellt hat.

Die Frau und der Mann auf der Bühne versuchen in Worten sich gegenseitig verständlich zu machen, indem sie ihre Befindlichkeiten als Märchen erzählen oder in slapstickhaften Streit und Zank zum Ausdruck bringen wollen. Da dies nicht so recht gelingt, flüchten sie sich zum passenden Stichwort in die musikalische Darstellung ihrer Gefühle. Mit Gesang, unterstützt durch Schauspielkunst und Tanz, können sie es sich jetzt so gut sagen, dass Verliebtsein und Liebe, die Trauer des Verlassenseins, Auseinandersetzung, Selbstbestätigung, Gelassenheit und Freude, das Auseinander- und Aufeinanderzugehen im trickreichen Kampf der Geschlechter in den eingenommen Rollen wahr werden.

Der Zuschauer wird dabei durch viele musikalischen Genres und die schauspielerischen und tänzerischen Darstellungsmög-

lichkeiten des modernen Musicals geführt.

Im gesanglichen Ausdruck besonders anrührend ließ sich Sonja Tiëschky mit der Liebesträuer

„Mein liebster Freund hat mich verlassen“ aus Mozarts Oper „Bastien und Bastienne“ hören. Brillanz verlieh sie zusammen mit Andreas Diekmann dem Ausbruch

der Gefühle im „America“-Song der „West Side Story“ durch gesanglichen und sprachlichen Ausdruck, bezeichnende Mimik, raumgreifendes Spiel und Showbühnentanz. Die Spannweite des musikalischen Könnens zeigte sich noch einmal in dem zart hingestungenen spanischen Liebeslied, das Sonja Tiëschky der heftigen Latino-Emotionalität alsbald folgen ließ. Zusammen mit Stephan Barents an der Gitarre versetzte sie die Zuhörer in die leisere Gefühlswelt hispanischer Melancholie.

Zugaben erklatscht

Nicht nur den beiden Sängern, auch dem Instrumentalisten hätte man noch gerne länger lauschen und zusehen wollen, was dem begeisterten Publikum auch gelang, als es durch großen Beifall sich noch Zugaben erklatschte. Den Nörgler im Kritiker brachte die Begeisterung, mit der die drei Künstler den Abend durchzogen, schnell zum Schweigen und ließ ihn dem Optimismus der Ansage: „... und das ist erst der Anfang!“ voll und ganz zustimmen

MANFRED MUSIOL



Andreas Diekmann und Sonja Tiëschky bei einem temperamentvollen Duett. bt/Foto: Einfeldt

SZ · 05./06.05.2007



Lebensretter ausgezeichnet

Drei Lebensretter aus Kranzberg und Mintraching, 13 und 14 Jahre alt und allesamt Schüler des Dom-Gymnasiums, erhielten am Dienstag von Landrat Manfred Pointner die „Staatliche Auszeichnung für die Rettung von Menschen aus Lebensgefahr“. Zwei hatten ihrem Freund Stefan, der durch eine Glasscheibe gestürzt war und sich dabei Arterie und Nerven des Oberarms durchtrennt hatte (wir haben berichtet) die Arterie abgedrückt und so vor dem Verbluten gerettet, einer hatte Hilfe geholt. Unser Bild zeigt v.l. die Lebensretter Lorenz Baumgartner und Marius Bauer, Landrat Pointner, den verunglückten Stefan Maier und Lebensretter Josef Holzner.

Volksmusik verbindet

Schüler aus Innichen zu Gast im Dom-Gymnasium

Freising ■ Volksmusik verbindet: Dies zeigte eindrücklich ein Volksmusikabend am Donnerstag im Freisinger Dom-Gymnasium, bei dem verschiedene Ensembles des Dom-Gymnasiums mit einer Gruppe Jugendlicher aus der Mittelschule des Südtiroler Städtchens Innichen musizierten. Bereits seit vielen Jahren ist Freising Innichen, das bis 1803 zum Fürstbistum Freising gehörte, freundschaftlich verbunden, im Herbst soll die Partnerschaft offiziell besiegelt werden.

Alfons Strähuber, Direktor des Dom-Gymnasiums, besuchte vor zwei Jahren quasi inkognito die Stadt, wie er zu Beginn des Abends berichtete. Es gefiel ihm sehr gut, denn ein Jahr später kam er offiziell wieder und brachte eine Schülergruppe mit. Alle seien sie freundschaftlich empfangen worden und nach etlichen bürokratischen Hürden, diese seien in Italien noch komplizierter als hierzulande, habe es nun mit einem Gegenbesuch geklappt, freute sich der Schulleiter.

Strähuber selbst leitet eine Volksmusikgruppe seiner Schule, die im ersten Teil des Programms schwungvoll ein „Menuett in C“ spielte. Natürlich hatten auch die Gäste an diesem Abend einiges zu bieten und begannen mit dem „Stelzegger Landler“. Roberta Webhofer leitete das Gastensemble, das fröhliche Stücke, wie eine Polka oder einen „Juchhe Tiroler

Bua“ im Gepäck hatte. Zwischen den Instrumentalstücken lasen die beiden Elternbeiräte Rita Straub und Anita Wölfler Vergnügliches über „Freisingen“ und seine Bewohner.

Im 19. Jahrhundert beschrieb ein Reisender, dass neben dem Dom und der Fürstbischöflichen Residenz das Lyzeum (der Asamtrakt am Marienplatz) ein bemerkenswertes Gebäude sei. Die bayerische Mundart sei hart und recht unverständlich, wohingegen die Tiroler beim Sprechen beide Backen voll Luft nähmen. Die Mundart der Tiroler verfeinere sich, wo sich das Land dem italienischen Himmel näherte.

Das musikalische Gemeinschaftsprogramm hatte neben den schwungvollen Tänzen auch ein „Hannerl Boarischer“ das Harfenduos Lucia und Cäcilia Roder zu bieten oder ein „Hint nach“ der Keaberger Harfenmusi. Die zweite Volksmusikgruppe des Domgymnasiums mit ihrer Leiterin Eva Ascherl nahm die Zuhörer mit der „Polka aus dem Weinviertel“ mit nach Österreich, dem die Gäste mit dem „Zillertaler Hochzeitsmarsch“ folgten. Einen Baum in der grünen Au besangen die Schüler des Unterstufenchors, bevor die musikalische Reise zum Abschluss des Abends – passend zum klaren Nachthimmel – mit einer gemeinsamen Sternepolka ausklang.

KATHARINA AURICH



Die Volksmusikgruppe II des Dom-Gymnasiums mit Josef und Lorenz Holzner, Julia Schmid, Sebastian Schoberer und Jenny Wagner unter der Leitung von Eva Ascherl (Harfe).

bt/Foto: Einfeldt

„Sauberer Endspurt“

Am Dom haben die jungen Frauen die Nase vorn

Freising ■ Nein, ein Trauerfall ist am Freisinger Dom-Gymnasium nicht zu melden: Die schwarzen Shirts mit der Aufschrift „Abi 07- Läufer“ und einer Dame in einem Champagner-Kelch sind einfach elegant. Die Korken konnten am Montagnachmittag, nach Bekanntgabe der Noten, bereits 64 Abiturienten knallen lassen, in einem Fall ist noch Zittern in der mündlichen Prüfung angesagt.

Direktor Alfons Strähhuber war stolz auf seine Schützlinge: 15 hatten einen Schnitt unter 2,0 und fünf Absolventen bestanden die allgemeine Hochschulreife mit Noten zwischen 1,2 und 1,4. Zudem, so berichtete Kollegstufenbetreuer Karl Reif, zeichne sich der Jahrgang durch viele engagierte Leute aus, was in einer gemeinsamen Fahrt nach Ungarn ein letztes Mal zelebriert werden soll. Reif lobte außerdem noch, dass die jungen Leute „gegen Ende einen sauberen Endspurt hingelegt haben“.

Ein Spitzenabitur hat Maria Springer vorzuweisen. Die 19-Jährige aus Kirchdorf (Leistungskurse Bio und Mathe) will „ein bisschen was“ für die Prüfungen gelernt haben, „aber nicht mehr als jeder andere“, versicherte sie: „Ich bin keine Streberin.“ Mit dem Schnitt von 1,2 habe sie nicht gerechnet, „das ist Wahnsinn“, strahlte Maria. Sie will nun ausgedehnte Radtouren unternehmen und beim Abiturball am 29. Juni helfen. „Es ist ein tolles Gefühl, ich kann's

nicht glauben“, reagierte Sophia Ulonska (19) aus Freising darauf, dass sie ihr Abitur ebenfalls mit 1,2 bestanden hat. Für ihre Leistungsfächer Mathe und Griechisch habe sie „nicht übermäßig“ gepaukt und die Prüfungen selbst als „nicht so schwer“ empfunden. Für Sophia steht jetzt „nur noch Party“ auf dem Programm, später will sie dann studieren, etwas „in der technisch-naturwissenschaftlichen Richtung“.

Einziger männlicher Vertreter im Besten-Quintett am Dom-Gymnasium ist Sebastian Konrad, 19 Jahre, aus Kranzberg. Mit seinem System „im Unterricht aufpassen, dann passt es schon“, schaffte er einen Schnitt von 1,3. Dabei gelten Latein und speziell Geschichte als durchaus lernintensive Kurse. Das Abi sei „einen Tick leichter“ als die Schulaufgaben gewesen. Zeit will sich Sebastian jetzt zum Bergsteigen, Klettern und Feiern nehmen. Im Herbst soll es an der Uni Passau mit dem Jura-Studium losgehen.

Der Traum von Burcu Ertekin ist, Medizin zu studieren. Mit der Note 1,4 hat sich die 20-jährige aus Freising gute Voraussetzungen dafür geschaffen: „Ich bin sehr erleichtert“, bekannte sie. Ebenfalls 1,4 wird im Abi-Zeugnis von Tea Juric stehen. Sie sei über dieses Ergebnis „baffert“, sagte die 19-Jährige aus Freising. Sie will Englisch- und Mathelehrerin werden. *sda*



Das Besten-Quintett der Absolvira 2007 am Dom-Gymnasium (von links): Burcu Ertekin, Maria Springer, Sophia Ulonska, Tea Juric und Sebastian Konrad.

sda/Foto: Einfeldt

ABSCHIED VOM GYMNASIUM

Ihre Reifezeugnisse bekamen am Freitag die Absolventen der Freisinger Gymnasien überreicht. Im feierlichen Rahmen wurden die frischgebackenen Abiturienten ins Leben entlassen.

Das „Dom“ will kein „Streberhaufen“ sein

Es war, glaubt man dem lockeren Moderatoren-Duo, „ein hochoffizieller bayerischer Staatsakt“: Die Entlassfeier für die 65 Abiturienten des Dom-Gymnasiums, die selbstbewusst von sich behaupteten: „Die Schule sind WIR!!!“

VON ANDREAS BESCHORNER

Freising – Als „bezaubernde Linda“ und „wundervoller Tobli“ hatten sich Linda Bildau und Tobias Weiß gegenseitig vorgestellt, bevor sie das Programm für die Absolvier-Fete moderierten und auch gleich die Abiturientenrede hielten.

„Einen Schuss Erleichterung“, aber auch Wehmut, das war es, was Schulleiter Alfons Strähhuber zunächst in den Augen der Abiturienten zu erblicken meinte. Und Strähhuber hatte auch gleich gute Nachrichten mitgebracht: Alle 65 hätten bestanden, dabei einen Schnitt von exakt 2,3 erzielt und seien somit „die Ersten in Freising“.

Vom Ruf einer „Eliteschule“ und eines „Streberhaufens“ wollten Bildau und Weiß allerdings wenig wissen. „Eigentlich sind wir eine ganz normale Schule“. Die Schüler glichen „mehr einem Sauhaufen als einem elitären Haufen“. Und das, so die beiden



Ihre Reifezeugnisse nahmen am Freitag im Dom-Gymnasium entgegen: Markus Anneser, Catherine Baethge, Hanna Barcis, Anna Bauer, Christoph Becker, Linda Bildau, Julia Bollinger, Andrea Culinovic, Sophie Diepolder, Julia Eberhardt, Burca Ertekin, Bastian Felkel, Michael Geis, Julia Gontcharov, Maximilian Graf, Veronika Gruhl, Christina Gust, Christian Hemauer, Franziska Hermann, Felicitas Heuschmann, Johannes Hohlbein, Eva Holzer, Nicola Huber, Sara Jung, Tea Juric, Regina Klein, Elisabeth Knoche, Ursula Kolbeck, Sebastian Konrad, Martin Kopp, Veronika Kupfer, Theresa Lamprecht, Sebastian Lehmann, Regina Mack, Victoria Malik, Corinna Maurath, Miriam Meßner, Ferdinand von Molo, Philipp Moser, Moritz Müller, Philipp Münich, Johanna Murr, Veronika Reichel, Constanze Rott, Sophia Schlamp, Georg Schmitt, Marlene Schneider, Sophie Schwarzwälder, Daniela Setzer, Oliver Sgoff, Sabrina Sgoff, Maria Springer, Ulrike Stagl, Tobias Steinhart, Philipp Stelzer, Shireen Stengel, Sophia Ulonska, Marcel Wagner, Tobias Weiß, Bettina Wick, Rosali Wiesheu, Dorothee Wozny, Katharina Wozny, Christian Zeitler und Nadja Zieglertrum.

FOTO: LEHMANN

jetzt Ex-Schüler, erkenne man auch an etwas anderem: „Man muss sich nur die Lehrer anschauen“. Da gebe es ganz stark und auch über die Schule hinaus engagierte, da gebe es engagierte Lehrer.

Hintersinnige Kritik der Moderatoren am „Alphatierchen“

und da gebe es „naja, eben Lehrer“. Hintersinnige, aber keine seichte Kritik übte das Moderatoren-Duo an „unserem Alpha-Tierchen“, dem „lieben Mensch“ Strähhuber, der erst Einiges erlaubt, dann

aber wieder verboten habe.

Zwischen den musikalischen Darbietungen (einer Eigenkomposition für ein Saxophon-Duett, einer Gesangseinlage von Miriam Meßner mit „The Rose“, dem „See you later, Alligator“ für ein Querflöten-Duo und dem Abschlusslied „Jetzt und hier“ von den Wise Guys, dargeboten von der ganzen K 13) gratulierte Bürgermeister Fritz Forster den Abiturienten zu dem „ersten ganz großen Erfolg in Ihrem Leben“. Elternbeiratsvorsitzende Rita Straub hatte wieder ein bayrisches Gedicht verfasst: „D'Schui is vorbei, es is ned schad“.



Engagierte Schüler: Kollegstufenbetreuer Karl Reif und Wolfgang Illinger (Freunde des Dom-Gymnasiums) zeichneten aus (v. l.): Sophia Ulonska, Ferdinand von Molo, Tea Juric, Sebastian Konrad, Miriam Meßner, Maria Springer und Burcu Ertekin.

FOTO: LEHMANN

FT · 30./1.07.2007

Freunde des Dom-Gymnasiums Freising e.V.

Domberg 3-5
85354 Freising



Tel. 08161/48070 - Fax 480718 - eMail: Dom-Gymnasium.Freunde@t-online.de
Bankverbindung 35352 - Sperrer Bank Freising - BLZ 700 310 00

Beitrittserklärung

Name: _____ geb. am _____

Straße: _____ Falls ehemaliger Schüler
Abiturjahrgang: _____

PLZ/Wohnort: _____ eMail-Adresse: _____

Ich trete dem Verein Freunde des Dom-Gymnasiums Freising e.V. bei.

Mitgliedsbeitrag

Ich zahle den in der Mitgliedsversammlung beschlossenen Mindestbeitrag (derzeit bis zum vollendeten 30. Lebensjahr 5 Euro, darüber 15 Euro)

jährlich _____ Euro (soweit Beitrag über Mindestbeitrag)

Überweisung / Bankeinzug

Der jährliche Mitgliedsbeitrag zuzüglich Kosten für die umseitig bestellten Sonderleistungen wird auf das Vereinskonto **überwiesen**

Hiermit **ermächtige** ich den Verein der Freunde des Dom-Gymnasiums widerruflich, die von mir zu entrichtenden Beitragszahlungen und Auslagenerstattungen für Sonderleistungen bei jeweiliger Fälligkeit zu Lasten meines Girokontos

Kontonummer: _____

Kreditinstitut: _____

Bankleitzahl: _____

durch Lastschrift einzuziehen. Wenn mein Konto die erforderliche Deckung nicht aufweist, besteht seitens des kontoführenden Kreditinstituts (s.o.) keine Verpflichtung zur Einlösung. Teileinlösungen werden im Lastschriftverkehr nicht vorgenommen.

Ort Datum

Unterschrift

Es gilt nur das Angekreuzte

Rückseite beachten!

Bestellung von Sonderleistungen

Einem Vereinsmitglied werden die jeweiligen Vereinsmitteilungen kostenlos übersandt. Zusätzlich bestelle ich gegen Bezahlung der hierfür entstehenden zusätzlichen Kosten (Verkaufspreis und Porto)

- die jährlich erscheinenden Jahresberichte des Dom-Gymnasiums Freising
- die Abiturzeitungen des Dom-Gymnasiums Freising
- die Schülerzeitungen des Dom-Gymnasiums Freising

Buchbestellung

Ich bitte, mir zu übersenden:

- Exemplar/e des Buches: Hans Niedermayer (Hrsg.) „**Von nichts kommt nichts**“ mit Beiträgen über bedeutende ehem. Schüler des Dom-Gymnasiums Freising (6 Euro + Porto)
- Exemplar/e des Heftes mit Fotos des **Fotokurses** des Dom-Gymnasiums Vorwort Helmut Achatz, der den Fotokurs leitet (Heft 2,50 Euro + Porto)
- Exemplar/e des **Dom-Spiegels** _98 / 99 /00 / 01 / 02 / 03 / 04
(frühere Jahrgänge sind leider vergriffen - Zusendung erfolgt kostenlos)
- Exemplar/e der **Festschrift zum 175-jährigen Jubiläum der Schule** (10 Euro + Porto)

Änderungsmitteilung

- Änderung der Beitragshöhe:**
 - Ich zahle ab sofort freiwillig einen höheren als den satzungsgemäßen Beitrag, nämlich jährlich.....Euro
 - Ich habe bisher einen höheren Beitrag bezahlt, möchte jedoch in Zukunft nur noch den satzungsgemäßen Beitrag bezahlen.

- Zusendung von Einladungen:**

Ich bitte, in Zukunft von der Zusendung von Einladungen (Ausnahme: Einladung zur Mitgliederversammlung und Zusendung des Mitteilungsblattes "Dom-Spiegel") **abzusehen**, weil ich zu den Veranstaltungen nicht kommen kann / von den Einladungen bereits durch Übersendung an ein andres Mitglied des Vereins erfahre.

- Kündigung eines Abonnements:**

Mir wurde bisher zugesandt:

- der jährlich erscheinende **Jahresbericht**
- die jährlich erscheinende **Abiturzeitung**
- die Schülerzeitung „**Dom-Report**“

Ich bitte, die Zusendung künftig **einzustellen**.

Schwarzes Brett

Wer kennt noch Adressen von Klassenkameraden?

Und auch in diesem Jahr sammelt der Verein Adressen von ehemaligen Schülern und Lehrern des Dom-Gymnasiums. Auf Wunsch können auch Klassenkisten angefordert werden.

Anschrift: Freunde des Dom-Gymnasiums Freising e.V.
Domberg 3-5 · 85354 Freising · info@das-dom.de

Imus, venimus, videmus

Wir von der Redaktion des Dom-Spiegels wollen gerne Bilder von Wiedersehensfeiern bringen. Deshalb die Bitte: Schicken Sie uns ein Gruppenfoto zu, falls eines bei einem Absolviatreffen im Verlauf des Jahres 2005 geschossen wurde. Wichtig wäre auch, dass die Namen der Teilnehmer angegeben werden. Könnte vielleicht der jeweilige Fotograf seinem Herzen einen Stoß geben und sich dieser Aufgabe unterziehen?

Im Namen der Leser dieser Zeitschrift im Voraus
schon ein herzliches Vergelt's Gott.

Verzogen

Es sind einige Mitglieder verzogen, ohne uns die Adressänderung mitzuteilen.
Wer kann uns die aktuellen Adressen folgender Mitglieder nennen?

Kai Thiessen, letzte bekannte Anschrift Theobald-Kerner-Str. 6, Stuttgart
Erdem Herdem, letzte bekannte Anschrift Angermaierstr. 57, Freising

Impressum

Mitwirkende in alphanumerischer Reihenfolge: Markus Franke (Vorlayout)
Sigrun Groneberg (Titelbild) · Andreas Hofmann und Michael Korotwitschka (Werbung)
Manfred Musiol (Chefredakteur)
blubfish image & art werbeagentur (Reinlayout)
Das Bildmaterial wurde von den Autoren zur Verfügung gestellt;
S. 30-32 Foto Zitzelsberger

Anschrift: Freunde des Dom-Gymnasiums Freising e.V.
Domberg 3-5 · 85354 Freising · info@das-dom.de



Seniorendomicil in Freising

Die Altersvorsorge!



Kapitalanlage mit hervorragender Rendite

- 1,5- bis 3-Zimmer-Wohnungen von 41 bis 84 m² Wohnfläche
- alle Wohnungen barrierefrei nach DIN 18025/II
- helle Wohnungen in sonniger Südwest-Lage
- Top-Ausstattung inkl. Einbauküche
- professioneller Betreuungsservice
- Baubeginn in Kürze

SPITZENRENDITE
vor Steuern zwischen
ca. 4,2 und 4,5 %

- Zukunftsabsicherung mit Wertzuwachs
- Selbstbezug bei Bedarf
- große Mieternachfrage
- Erstvermietungsservice auf Wunsch

z. B. Whg. Nr. 1, Wohnfl. 41,70 m²,
KP € 132.400,-, Miete € 12,-/m²
= Rendite 4,53 %

Weitere Wohnungen auf Anfrage.

Infos und persönliche Beratung
in unserem Büro, Erdinger Str. 30,
oder nach Vereinbarung

08161/9863-63

Herr Spankus

DOMICIL
www.domicil-freising.de

